

Einführung von Wolf-Dieter Grün

- Paul Lingemann (1902 -1944)¹: *Ringendes, rufendes Volk. Kulturgeschichtlicher Roman aus dem 17. Jahrhundert*. Meschede: Heimatverlag Dr. Wagener 1939. Das Buch spielt in Holthausen bei Schmallenberg und thematisiert die Hexenverfolgung um 1630.

Dieser Roman wurde über optische Texterkennung digitalisiert, weil die durch die Betonung der emotionalen Betroffenheit und des Terrors, dem die Menschen ausgesetzt waren, eindrucksvolle Darstellung eines Hexenprozesses von 1630, die den Kern dieses Romans darstellt, auch noch für heutige Leser interessant ist. Vielleicht ist diese Darstellung eindrücklicher als manche gut recherchierte sachliche Abhandlung zu diesem Thema. Der Autor hat dafür alte Dokumente ausgewertet, auf die er auch in seinen Anmerkungen hinweist. Anmerkungen des Bearbeiters sind mit (wdg) gekennzeichnet.

Etwa zur gleichen Zeit hat Pfarrer Rinscheid sich in Römershagen (Gemeinde Wenden) mit dem Thema „Hexenverfolgung“ befasst, sprach auch viel darüber, wobei er Parallelen zur herrschenden Ideologie andeutete, veröffentlichte Ergebnisse seiner Forschung aber erst nach dem Krieg²:

- Joseph Rinscheid: Der Hexenwahn im Wildenburger Land, in: Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde e.V. Sitz Köln (= Mitteilungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, Band 21, 1963), S. 203-276.
- Josef Rinscheid: Noch einmal meine Kinder sehen. Eine geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Hexenwahns im Wildenburger Land, Niederfischbach 1950 (Selbstverlag); Volltext unter: <http://www.friesenhagener-geschichte.de/kinder.html>.

Über einen weiteren Hexenprozess berichtet Magdalena Padberg:

- Magdalena Padberg: Ein außergewöhnlicher Hexenprozeß., Von Esleve contra Volmers/Hoberg. Arnsberg: Strobel 1987. ISBN 9783877930205

In neuerer Zeit ist ein weiterer auf historischen Quellen basierender, sehr sorgfältig erarbeiteter Roman zu diesem Thema erschienen:

- Monika Hunold, Monika Klasen: Dorothea Becker. Durchs Feuer gegangen. Historischer Roman, rekonstruiert aus Tatsachen zum Hexenprozess der Dorothea Becker, genannt die Richtersche, aus Bilstein im Sauerland. Selbstverlag, o.O. 2013. ISBN: 978-3-944157-07-8

Die Quellen dazu können im Internet unter www.dorothea-becker.de eingesehen werden. Das Buch enthält auch eine umfangreiche Literaturliste.

Ausdrücklich hingewiesen werden soll auch auf den sehr guten Katalog einer 1984 veranstalteten Ausstellung zu diesem Thema:

- Alfred Bruns (Red.): Hexen. Gerichtsbarkeit im kurkölnischen Sauerland. Hrsg. v. Schieferbergbau-Heimatismuseum Schmallenberg-Holthausen. 1984.

¹ Im Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750 - 1950 ist er nicht aufgeführt, in „Künstlerschaffen im Sauerlande“ (= *Das Sauerland. Das Volksbuch der sauerländischen Heimat*, Bd. 5, Meschede 1937) ist sein Eintrag S. 145f., Text s.u.

² Mündliche Erzählung von Gundel Melzer, geb. Solbach (1923 - 1996), Rothemühle

Auch in „An Bigge, Lenne und Fretter“ war schon einmal ein Beitrag über die Hexenverfolgung im Sauerland:

Volker Kennemann: Heft 29 und 30 „Von Hexen, Zauberern und Teufelsbuhlschaften (Teil 1 und 2) - Auch das Land an Bigge, Lenne und Fretter wurde vom Hexenwahn nicht verschont“

—

Paul Lingemanns Roman „Ringendes rufendes Volk“ ist eher ein typisches Beispiel der damaligen Blut-und-Boden-Literatur, erkennbar an der Betonung der Ahnen, der Sippe, der Bedeutung, die der Blutlinie bei der Abstammung zugemessen wird und am Ende an einer Eloge auf die „Mutter“. Als NS-Literatur würde ich das Werk trotz einiger allzu zeittypischer Formulierungen allerdings nicht bezeichnen. Allerdings hat er sich selbst wohl nicht als Gegner der herrschenden Ideologie gesehen, eher wohl als jemand, der zwischen den unterschiedlichen Vorstellungen von Partei und der einheimischen konservativen, katholisch geprägten Bevölkerung einen Mittelweg suchte und machte sich damit letztendlich doch zum Werkzeug des Regimes. Die Rodungsbemühungen des Henneken-Bauers zur Erweiterung des Ackerlandes könnte man als Hinweis auf die Autarkiepolitik der NS-Zeit ansehen, aber das wäre eine Überinterpretation. Er redet und handelt eher wie ein erfahrener Bauer aus einem der populären Hausväterbücher aus der Zeit ab 1800, die bis nach 1900 in vielfältiger Form erschienen³. Sein Ziel für die Erziehung seines Erben formuliert er so: „... ich habe den heiligen Willen, in Hänschen die Tugenden zu pflanzen, die ich als Ecksteine des Lebens ansehe: Einfachheit, Reinheit, Aufrichtigkeit, Gottesglaube, Heimatliebe und Zufriedenheit.“⁴ Insbesondere an dem „Gottesglauben“, der an vielen Stellen erkennbar ist, dürfte bei offizieller Stelle eher Missfallen erregt haben. Aber es gibt noch mehr Auffälligkeiten. Auf S. [82] wird der Vorname der verstorbenen Frau Volpert Thoniers' und Mutter Elisabeths erwähnt: Juanita. Das ist die Verkleinerungsform des spanischen Vornamens Juana, der dem deutschen Vornamen Johanna entspricht. Juanita hieße auf Deutsch also Hannchen. Aber wie kommt eine Frau mit spanischem Vornamen Anfang des 17. Jahrhunderts ins Sauerland? Besonders „arisch“ hört sich diese Abstammung nicht an.

Doch eine weitere Tatsache verstößt regelrecht gegen die „reine Lehre“ der NS-Blut-und-Boden-Literatur. Der Henneken-Bauer, – seinen Vornamen Jodokus hat der Autor eher sparsam verwendet – vererbt seinen Hof nicht an ein Mitglied seiner eigenen – blutsverwandten – Familie, sondern an den Bruder seiner Schwiegertochter. Dieser ist aber der Sohn des an dem Hexenprozess gegen seine Tochter zerbrochenen – also im Sinne der NS-Ideologie schwachen – Volpert Thoniers. Um ihn auf seine Aufgaben vorzubereiten, übernimmt er seine Erziehung. Die Lernfähigkeit wird hier also vom Autor über die Abstammung gestellt.

Der Roman ist auch ein Zeitdokument regionaler Heimatliteratur der 1930er Jahre. Es ist allerdings von keiner hohen literarischen Qualität und enthält (zu) viel für die Entstehungszeit des Romans zeittypisches Vokabular und entsprechende Rhetorik. Es mangelt an der Darstellung und Charakterisierung von handelnden Personen. Hans Burghardt, der Verleumder Elisabeths und der Vogt, der zweite Schurke in der Erzählung, der nicht einmal einen Namen zu haben scheint, sind sich zu ähnlich und stellen eher Karikaturen als Menschen von Fleisch und Blut dar. Für ein Werk der Heimatliteratur auffällig ist das Fehlen von Landschaftsbeschreibungen, der Beschreibungen von Häusern und der Schilderungen von Sitten und Gebräuchen. Ausnahme ist das Thema Hochzeit, deren Beschreibung allerdings allenfalls in das ausgehende 19. Jahrhundert passt. Auch das vollkommene Fehlen von Mundart ist für solche Werke eigentlich untypisch. Der Autor hat zwar an vielen Stellen erklärende Ausführungen eingefügt, aber es unterlaufen ihm mangels ausreichender

³ z.B. Simon Strüf

⁴ S. [191]

historischer Kenntnisse grobe Fehler, z.B., dass er für diese Zeit den Anbau der Kartoffel erwähnt, die erst mehr als hundert Jahre später ins Sauerland kam. Untypisch ist für solche Historiendarstellungen ist auch das Fehlen der Beschreibung von zeitbedingten Eigentümlichkeiten von Kleidung, Hausrat und Gerät. Aber dafür fehlten dem Autor einfach die historischen Kenntnisse.

Die umfangreichen Dialoge erwecken fast den Eindruck, als hätte der Autor ein Drehbuch für einen der zeittypischen UFA-Filme schreiben wollen. Sprache und teils auch die Denkweise passen einfach nicht ins frühe 17. Jahrhundert, sondern eher ins 20.

Wenn der Autor auf die Einführung des römischen Rechts und die Einführung der Folter schimpft, macht er es sich etwas zu einfach. Das davor bestehende Rechtssystem war keineswegs besser. Die Gerichtsszene S. [170] ff. erinnert stark an den Volksgerichtshof. Den gab es allerdings beim Erscheinen des Romans noch nicht. Doch auch das „Dritte Reich“ scheute nicht vor dem Einsatz von Folter zurück.

Es gibt so manches an diesem Roman zu kritisieren. Was bleibt, ist die eindrucksvolle Beschreibung der Umstände des Hexenprozesses.

Über sich selbst schreibt der Autor⁵:

Paul Lingemann, Holthausen.

Auf der Kirmes 1902, am Feste unserer ehemaligen Kirchenpatronin, der hl. Lucia (14. Dezember), bekamen meine seligen Eltern u. a. auch einen Gast, der spät abends keine Anstalten machte, wieder zu gehen. Dieser Gast war ich, das achte Kind des Kaufmanns Anton Lingemann.

Meine Vorfahren waren angesehene Kaufleute, Künstler, Musiker und bodenständige Bauern.

Das beste, was mir meine Ahnen als Erbgut mitgaben, das ist mein kerniger Humor, der mich trotz allen Schicksalsschlägen niemals verließ. Wie alle anderen, hatte ich als Junge nichts wie Dummheiten im Kopfe, lose Streiche, Schelmereien. Daß da mancher „Segen“ mit ungeweihten Ruten ausgeteilt ward, das ist weiter nicht verwunderlich!

Durch einen Unglücksfall war Vater kurz vor meiner Geburt Invalide geworden. In den langen Jahren schmolz der frühere Wohlstand dahin.

Und da meine Brüder zu den Fahnen geeilt, war kein anderer Rat, als mich mit 13 Jahren aus der Schule zu entlassen, was durch ein Gesuch meines Vaters an die Schulbehörde erreicht ward.

Indes meine Altersgenossen ein weiteres Jahr lernten, genoß ich die stickige Luft der Fabriken und verdiente.

Aber etwas wie Glück genoß ich erst damals, als ich, siebzehnjährig, mein erstes größeres Werkchen vornahm.

Es ist nur ein weiteres Werk ist vom gleichen Autor bekannt:

⁵ in: „Künstlerschaffen im Sauerlande“ (= *Das Sauerland. Das Volksbuch der sauerländischen Heimat*, Bd. 5, Meschede 1937) S. 145f.

Paul Lingemann: *Pariser Tagebuch 1940. Bilder aus meinem Kriegsaufenthalt in der Weltstadt Paris*. 168 S. mit 24 Photos a. Tafeln u. 2 Zeichnungen von W. Funk. Meschede 1941.⁶ Der Autor beschreibt, vielleicht im Überschwang des Sieges über Frankreich, als Angehöriger der Besatzung etwas zu sehr das „süße Leben“ in Paris, was wohl an höherer Stelle sehr missfiel. Das Buch wurde verboten und er strafversetzt an die Ostfront, wo er 1944 fiel.⁷

⁶ Quelle: <http://verbrannte-und-verbannte.de/person/2473> ; <http://verbrannte-und-verbannte.de/publication/3909> ; <http://d-nb.info/gnd/126477701>

⁷ Auskunft von Norbert Belke-Spork, Holthausen bei Schmallebenberg

Ringendes, rufendes Volk

Kulturgeschichtlicher Roman
aus dem 17. Jahrhundert

Nach alten Dokumenten bearbeitet

von

Paul Lingemann

Heimatverlag Dr. Wagener,
Meschede i.W. (1939)

[5]

1

Man schrieb: Anno 1629.

Auf ewiger Erde, unter ewiger Sonne ging das Sterben des Herbstes vor sich. An den Bäumen hing welkendes Laub. Die Wälder schillerten seltsam: rotbraun die Buche, grüngelb die Esche; nur der Tannenforst und der Holunder prangten noch in sattem Grün.

Ein einsamer Bauer pflügte auf einsamer Flur.

Rings in der Weite sah man nur wuchernde Heide.

Den Bauern aber störte das nicht. Er trieb seine zwei Ochsen an mit: „Hott!“ und mit: „Hüüü!“ So erfüllte er die Forderung des Daseins. Nur dann und wann einmal gingen seine Blicke hinaus zu dem leuchtenden Himmel und zu der Sonne, die ihre nun immer blasser werdenden Strahlen herabwarf aus die herbstliche Welt voll leuchtenden Purpurs.

Noch war wenig urbar gemacht. Und dieses Stück Feld lag vom „Gelobten Lande“ sehr, sehr weit entfernt. Der Pflug holperte auf steinigem Grunde. Aber des Bauern sehnige Gestalt hatte derbe, kräftige Hände. Was diese faßten, das hielten sie fest. Das wußten die beiden Ochsen sogar, die träge und schwerfällig die Furchen umlegten. Ah! Die Arbeit war schwer! Aber das Gebot ihres Herrn fand, wenn es nottut, mit der Peitsche gebührenden Nachdruck. Und dann legten sie sich mit neuer Kraft in die Stränge.

So reihte sich allmählich Furche an Furche.

Die Erde atmete tief und verhalten. Sie wartete der Aussaat durch seine Hand; sie hielt ihren Schoß für den Samen des goldenen Roggens geöffnet, um im nächsten Jahre geben zu können, reichlich und viel. [6] — — Und die Seele des Bauern glaubte nun auch, die rauaende Stimme der Scholle zu hören:

„Siehe, ich liege bereit und warte auf dich. Gib mir den Samen, wie ihn dein Vater mir gab, wie es alle die Thoniers getan. Und Leben, schrankenlos blühendes, förderndes Leben entsprang meinem Schoße, deinen Ahnen zum Segen!“

Volpert Thoniers nickte bejahend. Und wieder lauschte seine Seele auf jene geheimnisvolle Stimme: „Vernimm denn, mein Herr, dieses ist das Sinnbild alles Geschehens, das Sinnbild jeglichen Lebens: ... und es ging ein Säemann aus, zu säen seinen Samen ...“

Nun hielt Volpert Thoniers den Pflug an. Sinnend sah er in die herbstliche Welt. Seit seiner Kindheit ist nichts um ihn gewesen als Felder und Wildnis und wuchernde Heide. Die Scholle gab zwar ein kärgliches Brot, aber ernährt hat diese Erde sie doch! Wie ist er gewachsen in dieser Umgebung! Wie ist er stark und kräftig geworden! Gewiß, auch Täuschungen hat ihm diese, seine Scholle und das Leben nimmer erspart. Mehr als einmal hatte ihm die Erde den Lohn, welchen er erwarten zu dürfen geglaubt hatte, durch Hagelschlag und Unwetter vorenthalten.

Ja, das hatte es hin und wieder gegeben. Aber wenn er zurückdachte an sein vergangenes Leben, so fand er, daß dieses mit seiner ärmlichen Schotte doch innigst verknüpft war. Nein, nicht immer hatte die Scholle die Schuld, wenn der Herbst nicht da brachte, was er erwartet hatte, nein. Vielfach war sie auch bei ihm selber zu suchen. Zu hoch hatte er seine Hoffnungen gestellt; zuviel hatte er erwartet.

— — Und dann kam das Schicksal durch verborgene [7] Türen geschritten und durchkreuzte seine heimlichen Pläne ...

Nun aber, da das Feuer der Jugend allmählich verebbte, da ihm graues Haar die Schläfen umrahmte, erkannte er klar, daß der Lohn seines Schaffens eigentlich im Schaffen selbst lag, in der Freude am Werke. Denn dieses Werk schenkte ihm zuerst die Erwartung, und als die Ernten des Herbstes seine Mühen belohnten, die Freude daran. Dieses Werk gab seinen Lieben das Brot und das Leben. — —

Und seinen Tagen gab es den Inhalt!

Stolz schaute Volpert zurück auf sein Wirken, das ihn als vollwertiges, tätiges Glied in den großen Lebenskreis einreihete. Und auf diesem Posten wollte er stehen, bis sein zwölfjähriger Bube, das Hänschen, soweit war, daß er zu ihm sprechen konnte „So, mein Bub’, ich lege jetzt mein Lebenswerk in deine jungen, kräftigen Hände. Verwalte es so, wie ich und wie die Väter es taten! Siehe zu, daß du darin bleibst und das Deinige tust. Siehe zu!“

Dann konnte er Rückschau halten auf sein eigenes Leben, sein unermüdliches Wirken; — er durfte dann vorwärts schauen auf ein neues Ziel und ein neues Vollbringen durch die Hand und den Willen des Sohnes, wenn er einmal nicht mehr war.

Volpert Thoniers wurde es ganz feierlich um’s Herz.

Er sah mit den Augen des Geistes, daß sich dieser Wechsel im Laufe des Lebens und Weltgeschehens stets wiederholte bis ins Unendliche fort, — solange, wie jene Sonne dort hinten seine Scholle mit Leben und Wärme durchdrang, und die Hände ferner Generationen die Aufgaben der Liebe strebend erfüllten ...

So dachte und sann Volpert Thoniers.

Wiederum rief er nun sein: „Hott!« und sein: [8] „Hüüü!“ Er trieb die Ochsen, als gelte es Freiheit und Leben.

Freiheit und Leben, — zwei Dinge, zu groß, um sie auszusprechen; fühlbar nur dort, wo das Herz seinen letzten Winkel, sein allerletztes Geheimnis hat. Man muß den Tod auf der Zunge geschmeckt haben, wie er voriges Jahr, ehe man es überhaupt aussprechen kann: Freiheit und Leben.

Bei Gott: das Leben war mehr als ein Traum zwischen Linde und Klee mit dem Zirpen der Grillen und dem lieblichen Gesang der Vögel im Ohr! „Hüüü!“ rief Volpert den Ochsen zu. Er stemmte die linke Hand in die Seite, indes er die rechte schützend über die Augen hielt. Er sah sinnend ins Land.

Weitab schwang man Hacke und Spaten. Es waren die Bauern des Dorfes, die da im Schweiß des Angesichts rodeten. Aus Wald und Wildnis und wuchernder Heide schafften sie fruchtbaren Acker. — Immer mehr Land, immer mehr Acker!

Der Henneken-Bauer war scheinbar nicht richtig im Hirn. Nein, das war er gewiß nicht! Wozu nur die Schufterei —? Hatte er nicht Brot, hatte er nicht Acker genügend —?

Volpert Thoniers schüttelte den Kopf. Aber dieses änderte an der Tatsache nichts: der Henneken-Bauer rodete weiter.

— — — Und dort, wo kürzlich noch das Summen der Bienen über blühendes Heidekraut zog, dort prangen in Jahresfrist langstöckige Halme.

Und goldene Aehren wogen dann in den Gluten der Sonne, der Menschheit zum Segen. Unser täglich Brot! — —

*

[9]

Die lauen Winde dieses sonnigen Tages streichelten die Stirne eines reizenden Mädchens, das eben aus einem Fenster des Thoniers-Hofes die Straße überschaute. Goldfarben sprühte ihr reichliches Haar. Wie eine Krone lag es um ihren Kopf. Kirschlorblühten die Wangen, die beim Lachen niedliche Grübchen aufwiesen. Und so unschuldig blickten die tiefblauen Augen ins Leben, als hätte der Himmel dieses Geschöpf besonders begnadet. Der knospende Mund schien noch unaufgeweckt, in seinen Winkeln noch im tiefsten Schläfe zu liegen.

Wo Vater nur blieb —? Er wollte doch zeitig vom Acker zurück sein. Der Spätsommertag voll Licht, Wärme und solch köstlicher Klarheit ging gleich zu Ende.

Ganz plötzlich tat ihr Herz einen schnelleren Schlag. Röte stieg ihr ins Gesicht. Denn statt Vater kam der Henneken Jörg gerade des Weges. Das Mädchen verharrte an seinem Platz, sah dem stattlichen Burschen sehrend entgegen.

Dieser beschleunigte den Schritt, als er seine Elisabeth gewahrte. Vor einigen Tagen erst hatte er ihr Jawort erhalten. Aber die Eltern wußten es noch nicht.

„Liesel!“ Ein Jauchzen klang in diesem Ausruf. Und das Mädchen beugte sich zum Fenster hinaus. Lächelte mit strahlenden Augen auf den Geliebten hinab.

„Hast du auf mich gewartet?“ fragte Jörg.

„Ach du, was du denkst! Ich warte auf Vater.“

„Aber ein bißchen doch auch auf mich —?“

Der junge Mann am Fenster reichte seine Hand hinauf und wartete auf Antwort.

„Ja, Jörg, seit Tagen denke ich immer an dich. [10] Ich bin ja so glücklich!“ Sie drückte ihre Linke auf das heißklopfende Herz.

Da zog der Junge Elisabeths Hand zu sich herab, um sie zu streicheln.

„Jörg! Wenn das einer sähe — —“

„Warte, ich komme zu dir.“

„Vater kann jeden Augenblick kommen“, mahnte Elisabeth, als Jörg eintrat.

Jörg aber hörte das gar nicht. Er sah nur die Geliebte. Für eine Minute vergaßen die beiden Erde und Himmel. Nur das köstliche Wissen um ihre gegenseitige Liebe hatte Platz in ihrem Denken. —

Bebend erwehrte sich das Mädchen der berausenden Küsse. Sie befreite sich aus Jörgs Armen und drängte:

„Gehe jetzt, Jörg. Gehe! Mein Vater wird uns gleich überraschen. — Und was würde er dann von mir denken —?“

„O, du, mein Liesel! Laß mich noch eine Minute bei dir! Dein Vater würde nichts sagen, glaube ich, wenn er einsehen würde, wie ehrlich wir beide es meinen. Aber beruhige dich, sieh gehe sogleich. Wie sehne ich mich nach der Stunde, wo ich dich für immer besitzen darf! — Wenn du erst die Henneken-Bäuerin bist, dann zählt mein Leben nicht mehr nach Stunden und Tagen und Nächten; — dann bietet das Dasein nur noch Feste für mich! Wir beiden werden sehr glücklich sein, Liesel!“

Und wiederum schloß Jörg das Mädchen in seine Arme. Aber da drängte Elisabeth wieder:

„Jörg, nun laß es gut sein. Nun gehe!“ Noch einen langen Blick warf Jörg auf seine Braut. Dann ging er.

Elisabeth Thoniers begab sich an ihre Arbeit.

[11] Es wurde auch Zeit. Ihr Vater kam gleich. Und er war es gewohnt, das Abendbrot pünktlich zu nehmen.

2

Volpert Thoniers überblickte noch einmal die Furchen. Auch das letzte Stück Arbeit war nun geschafft.

Dunkel und verschwiegen lag da das Feld. Morgen würde er eggen und säen. Dann würde er der wartenden Scholle den Samen vertrauen, darum sie ihn heute gebeten.

Jetzt konnte er befriedigt Feierabend machen. Es wurde auch Zeit. Ueber den Wäldern stand schon der Mond. Merklich gewann er an Heiligkeit. Und des Tages verschwindende Farben im Westen versanken im dunklen Schatten der Wälder.

Gemächlich spannte er die Ochsen aus, am sich heimwärts zu wenden. Elisabeth würde schon warten.

Eine seltene Tatsache war's: so steif und ungelenk sich die „Herren Ochsen“, wie Volpert Thoniers seine zwei Zugtiere nannte, vor Pflug, Egge und Wagen benahmen, so munter erwiesen sie sich, wenn es der heimischen Krippe zuing.

Volpert Thoniers schmunzelte, als Elisabeth ihm ob seines Ausbleibens Vorwürfe machte. Na, ja, er sagte nichts. — Und dabei hatte er eben gesehen, daß der Henneken Jörg gerade sein Haus verließ . . .

Ja, der müde gearbeitete Vater behielt sein köstliches Wissen für sich. Der Jörg ist ihm für sein Mädchen herzlich willkommen! Der Junge ist ja „echt und recht geboren“; stammt aus ehrenwerthem Blute, [12] ist — kurz gesagt — ein Jungbauer, vor welchem man Respekt besitzen muß. Und nur den Besten soll sein Kind zum Liebsten und späterhin zum Manne haben! Bei Gott, Elisabeth hat das verdient!

Volpert Thoniers ließ sich müde nieder. Hänschen füllte indessen den Ochsen die Krippen. Eine Zeitlang umkosten Volperts Blicke sein geliebtes Töchterchen. Dann sah er sich in der Stube um.

Die Wände waren freundlich gekalkt, Tisch und Stühle sauber gescheuert. Ueberall war Ordnung und Sauberkeit!

Bald saßen Vater und Kinder beim einfachen Mahle.

Nachdem Elisabeth das Geschirr gespült, auch das Feuer verwahrt war, ging sie mit ihrem Vater nach Klauken, während Hänschen ins Bett geschickt wurde.

Auf dem Klauken Gutshof fand sich zusammen, was nur Freude an Geselligkeit und Lebenslust hatte.

In der „Lichtstunde“ des Abends-, wenn der Kienspan die düsternden Ecken nur unwahrscheinlich erhellte, saßen hier die Köhler und Schäfer beisammen, plauderten und verlebten köstliche Stunden. Indes ließen die Frauen das Spinnrad kreisen. Sie spannen den endlosen Faden aus Flachs oder Wolle, um den Brautschatz der Kinder zu mehren; — oder aber sie strickten einen Strumpf um den anderen.

Die Männer führten das Wort: sie erzählten. — —

Die Frauen sannen und spannen. — — — Bis tief in die Mitternachtsstunden hinein.—

Ueber den strohgedeckten Hütten silberte dann ruhig der Mond. Gemächlich zog er seine ewigen Bahnen. Der Sterne Glanz fiel hernieder auf eine Erde, auf welcher die Hast

nach der Sekunde lächerlich war, — die Gemeinschaft und Geselligkeit über allem stand, — [13] und das Schicksal des Einzelnen sich des innigsten Anteils der ganzen Gemeinschaft erfreute.

— — Aber dennoch lag diese Erde in dem unruhigen Atem einer großen Angst. — —

Ruhig und verschwiegen lagen die einzelnen Höfe. Ob der Frühling aus jungfräulicher Erde das Wachstum der Pflanzen zur Sonne trieb, — ob sinnbetäubend und schwer des Flieders Duft in die Stuben stieg, — ob die rotbackigen Früchte des Herbstes an schwerbeladenen Bäumen sich wiegten, — oder die Kälte des Winters im Kamine ein prasselndes Feuer bedingte, — hier, auf dem Klauken Gutshof saßen die Ahnen glücklich beisammen.

Das Hohelied von der Heimat fand hier den innigsten Ton!

H i e r war auch der Schöpfergarten, aus dem den Ahnen alles kam: das Gute und Schöne, das Echte und Unverfälschte, die geistig-sittliche Kraft, die Sage und der Blutstrom, der im ewigen Rhythmus, im tiefsten Schoße der Heimatflur kreist.

Das große Rätsel des Lebens, welches die immerdar liebende Gottheit in der Fruchtbarkeit ihrer Scholle sichtbarlich kundtat, ward hier besprochen.

Zwar lag die Heimat der Ahnen tief in den Bergen, war abgeschnitten von „Kultur“, von „Bildung“ und „Verkehr“, doch was schadete das —? In ihrem gesunden Blute kreiste schon die Erkenntnis: daß nicht der sinnlose Genuß des Lebens höchstes Gut sei, — daß im Gegensatz dazu das Stilleben weit höhere Werte in sich berge ... In dieser Erkenntnis wurzelte ihr Glück, ihre sittliche Stärke, ihre Festigkeit des Charakters! Aus dieser glücklichen Erkenntnis heraus wurden sich unsere Ahnen dann auch gegenseitig Führer:

[14] Führer zur Welt und den Rätseln des Lebens;

Führer zur Arbeit, zur Pflicht und zur fordernden Zukunft;

Vermittler zu Einsicht und menschlichem Wissen.

Und so fanden sie denn in Gebet und Erziehung der Kinder und pflichttreuer Arbeit Erfüllung und letzten Zweck ihres Daseins.

Die Köhler und Schäfer wußten in den „Lichtstunden“ des Abends vieles zu erzählen. Was sie sagten, fand jederzeit willige Ohren. Und so erzählten sie denn von stürmischen Nächten, von unheimlichen Wesen, die in dämmerndelnden Stunden ihre Köhlerhütten umschlichen; — ihr Mund wußte Kunde von den Raubrittern auf dem Wilzenberge, — von unterirdischen Gängen, — von verborgenen Schätzen in den Felsen der heimischen Berge ...

Man wollte wissen, wie dieser und jener zu Wohlstand gelangte, wie man um die mitternächtliche Stunde die Schätze furchtlos den verschwiegensten Orten entnahm. — —

In den Worten der Köhler und Schäfer erhielten in diesen „Lichtstunden“ des Abends die alten S a g e n Gestalt. Da wurde das Leben und Treiben der Hexen lebendig, — — und Druden verkündeten an heiliger Stätte den Willen der Götter. — — Nixen und Zwerge und Riesen erstanden, — mit diesen aber auch verrufene Geister, die niemals zur Ruhe gefunden. Dann ging es um in den düsternden Ecken. — — Die Alten setzten sich enger zusammen. Von allen Seiten umschlich sie das Grauen.

So entstanden in den „Lichtstunden“ unsere heimischen Märchen und Sagen. Hier, in der Verbundenheit von Mensch zu Mensch vererbten die Alten [15] dieses wertvolle Volksgut an die Jungen; und waren die Jungen zu Greisen geworden, so gaben diese ihr Wissen an die junge Generation weiter. Für uns aber ist es wertvoll und wichtig, daß uns die Gebräuche und Sagen der Alten auf diese Art überliefert wurden.

Im Dämmern nordischer Heiden, im roten Schein des lodernnden Kienspans sind ja jene Sagen entstanden, beredte Zeugen deutscher Art und deutschen Seins!

Heute aber kamen die Köhler und Schäfer, die immer so schaurige Geschichten erzählten, garnicht zu Wort. Heute lag anderes vor. Man besprach das Wirken des Henneken-

Bauern und derer, die es dem alten Pfiffikus nachgetan hatten. Diese Leute schafften aus Wald und Wildnis und wuchernder Heide fruchtbaren Acker . . .

Das war allerhand!

Die Heide verschwand immer mehr. Und aus uralten Sümpfen entstand eine grüne Welt.

Seltsam! Wozu sollte eigentlich das viele Ackerland dienen —? Der alte Henneke bekam den Rachen wirklich nicht voll! Was wollte der eigentlich mit all dem Ueberflusse an Korn —?? Mehr wie sattessen konnte sich keiner! Und an Brot hatte der Henneken-Bauer keinen Mangel.

Etwas verspätet kam nun auch der alte Henneke in die Stube geschlurft. Und wie durch Zauber verstummte das Geschacker. Es wurde sehr still.

Da nahm sich der vierschrötige Köster ein Herz, sah dem Alten vertraulich in das bärtige Gesicht und sprach:

„Du, Alter, daß du's weißt, wir sprachen soeben von dir und deinem unersättlichen Hunger nach Land. Es ist spaßig. Du hast doch schon mehr als genug. [16] Sag' mal, was bezweckst du eigentlich mit deinem ewigen Roden —? Ich denke, all die Schuftereie ist ja doch für die Katz!“

Der so Angeredete lächelte still. Er strich sich durch seinen Bart, blickte von einem zum andern und sagte: „Da bist du eben im Irrtum, Freund Köster. Mach es mir nach! Glaub mir, der Pflug wird die Zeit überdauern! Wenn ihr mir nacheifern würdet, dann horstete allmählich der Segen über einer bisher brachliegenden Heide ... Und dann würde der Grundstein für spätere Kultur und Bauernfreiheit gelegt!“

„Verdammt noch mal!“ Der Köster fluchte laut. „Henneke, vielleicht hast du recht. Deine Ansicht ist garnicht so übel“, philosophierte er. „Und wie du das sagst, — Respekt! Richtig andächtig ist's mir geworden. Es klang, als wenn der Pater des Sonntags von der Kanzel spricht: ‚Es würde der Grundstein für spätere Kultur und Bauernfreiheit gelegt!‘ Hm, hm, sag' Henneke, was dann aber, wenn du allein stehst mit dieser Ansicht —? Wenn man dein Tun anderweitig verlacht und wegen deiner Dummheit mit Fingern auf dich zeigt —?“

„W e r tut das!?“ grollte der Alte.

Der Schäfer vom Konynckschen Rittergute meckerte laut und vernehmlich. Es sollte ein Lachen sein, klang aber anders.

„Die Mönche des Grafschafter Klosters.“

Nun war die Antwort gefallen. Volpert Thoniers hatte den Mund aufgetan, da sich keiner zu einer Antwort bequemte.

Ein drückendes Schweigen lag wie ein schwerer Stein aus den Menschen.

„Volpert, bitte, erkläre dich deutlicher.“

„Nun, Jodokus, die Sache ist die: als du heute [17] bei sinkender Sonne am Schuften warst, da hat einer der Mönche, der mit dem Spitzbart, zu Köster gesagt: Der Mann ist ein ganz großer Schafskopf! Wenn er nichts Besseres weiß, dann sollte er sich hinlegen und schlafen. Es ist doch ganz klar, all seine Schinderei ist umsonst, — ist für die Katz ... Nun weißt du's.“

Da wiegte sich der Henneken-Bauer aus seinem Stuhle und lachte, lachte, lachte. Befremdet sahen sich die Leute an.

— — Bis der Alte zu reden anhub:

„O, ihr Neunmalgescheiten! Seid ihr denn tatsächlich so dumm, um auf die Mönche zu warten —? Glaubt ihr denn etwa, d i e würden sich hier in die Heide hinstellen, mit Hacke und Spaten umgehen, um euch ein Stück Land zu gewinnen —? Glaubt ihr das wirklich —? Hähähahahähäh! Dann habt ihr noch Zeit! — Und was dann, wenn die Mönche vielleicht ein Interesse daran hätten, uns für ewig in unserer abhängigen Stellung zu sehen —? Was dann? Seht mal, man muß den Verstand, den uns der Herrgott gegeben, nicht bloß in seinem Hirnkasten tragen, nein, dann stehen wir kaum höher, wie das dämliche Ochsenpaar, das uns

den Pflug zieht; — gebrauchen, jawohl, gebrauchen müssen wir ihn! Und wer es nicht versteht, praktisch zu denken, der bleibt, was er ist. — Der legt sich zum Sterben, mit dem traurigen Bewußtsein: daß er das Erbe der Väter so vorzüglich verwaltet hat, daß er seinen Kindern das übernommene Erbe um garnichts vermehrt, im Gegenteil noch in erbärmlicherem Zustande weitergehen muß ... Und schämt ihr euch denn garnicht, mit einem solchen Bewußtsein in das Grab steigen zu müssen —?

Da war es still. Ganz still.

„Nun sag’ uns doch, Henneke, was hätten denn [18] die Mönche für ein Interesse daran, wenn sie verhinderten, daß wir uns in die Heide hinstellten, um dort zu roden —? Sie sind doch die Träger unserer Kultur! Denn wer ist so gescheit wie ein Mönch —?“ rief der vierschrötige Köster.

„Du!“ sagte der Henneken-Bauer gelassen.

„Wa—as! Du willst mich verhöhnenpippeln —?“

„Da streitet euch lange um des Kaisers Bart!“ rief Volpert Thoniers in strengem Ton. „Der Henneke hat recht!“

„Wenn du das so genau weißt, Volpert, dann sag’ uns gefälligst, was der Henneke verschweigt.“ Da bekam der so Angeredete einen hochroten Kopf.

Wenn dessen Tochter von dem Henneken Jörg begehrt wurde, wie bereits verschiedene wissen wollten, dann konnte man es schließlich verstehen, daß er dem alten Pfiffikus beisprang. Aber dann mußte er auch Rede und Antwort stehen können!

Das aber konnte Volpert nicht.

Ehe jedoch das Wortgefecht weitergehen konnte, erhob der Henneken-Bauer die Stimme:

„Also du meinst, Köster, die Mönche seien die Träger unserer Kultur —? Da fühlt sich aber jeder Kuttenträger geschmeichelt! Naja, daß sie mehr Grütze haben als wir, das erkenne ich an. Aber das Einzige, was sie tun, ist, daß sie ihre Schreibkundigkeit üben, — alles was recht ist. Und vielleicht ist das mehr, als wenn wir uns in die Heide hinstellen und roden. Doch was will das besagen —? Ich denke, eins ist so wichtig oder nicht wichtiger wie das andere ... Ueber den strittigen Punkt aber schweige ich mich aus. Stellt euch nur selber hin in die Heide. Arbeitet im Schweiß eures Angesichts, — und vielleicht geht euch dann ein großes Licht auf. — — Ist [19]dem aber nicht so, dann will ich sprechen zu meiner Zeit.“

Der Klauken-Bauer sah dem Henneke lange ins Gesicht. Er dachte offensichtlich über etwas nach. Dann sprach er:

„Weiße, Henneke, eigentlich bist du ein seltsamer Bursche, ein komischer Kauz; — aber deine Seltsamkeit ist nicht abstoßend, eher anziehend. Deshalb: weil wir spüren, daß du Ideale hast, von denen wir bedauerlicherweise noch weit entfernt sind. Menschen, die eine Idee haben, sind eigentlich reich; denn sie sind Kämpfer. Sie kämpfen für eine Idee. Und das schon scheint mir ein reiches Leben zu sein. — Na, und wer kann es wissen, was die Zeiten noch bringen! Ganz ausgeschlossen ist es wirklich noch nicht, daß deine Arbeit noch einmal als Träger der späteren Kultur und Bauernfreiheit zu werten sein wird ...“ Der Sprecher stützte den Kopf in die Rechte.

Und der alte Henneke winkte ab.

„Nun ist’s aber gut, Klauke! Und dann noch eins: in ganz frühen Zeiten, vielleicht im sechsten und siebenten Jahrhundert, mögen die Mönche hier oben sehr viel gerodet haben, um die ersten Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Heute aber haben sie wenig Neigung mehr dazu. Bedenket: wenn wir selber roden, so werden wir Bauern stets mächtiger und freier. — — Und wenn ihr an die Abgaben, an den „Z e h n e n“ denkt, dann ist euch des Rätsels Lösung nicht schwer. Aber nun ist’s für heute genug. Sprechen wir von anderen Dingen. Ist die Hochzeit auf diesem Gutshofe schon festgesetzt, Klauke —?“

„Ja“, nickte der Angeredete glücklich. „Anfang Juni kommenden Jahres ist es soweit. Und eine Hochzeit [20] soll es geben, wie sie noch nie vorher gefeiert worden ist!“

Ganz verspätet kam in diesem Augenblick die Kräuterliese in die Stube gehumpelt. Eigentlich war es ärgerlich, daß diese häßliche Alte jetzt kam! Es wäre gerade ein Wunder, wenn sie die Hochzeitsdebatte nicht abschneiden würde.

Tatsächlich! Denn diese Frau brachte eine Neuigkeit mit. Und bei Gott, keine gute! Es sei furchtbar, sagte die Alte, aber wahr sei es schon: die Pest gehe um in den Tälern der Lenne

Da standen die Spinnräder still. Von den Strickstöcken fielen die Maschen herab. Grabesstille lag in der Stube.

„Ja“, sagte die Kräuterliese gewichtig, „Gott sucht sein Volk heim! Der schwarze Tod geht um im Lande. Und er rafft dahin, was er erreichen kann. Die Pest verschont auch nicht einen, sei er Pfarrer, Mönch oder Leibeigener.“

Dies hatte keiner erwartet. Wieder lag dieses beängstigende Schweigen in der Luft. Der Henneken-Bauer wagte schließlich, schweratmend, die Frage:

„Und woher weißt du das, Liese?“

Da erzählte die Alte, daß sie wallfahren gewesen. Das wisse ja jeder. Und sie habe auf dem Wilzenberge einen Händler getroffen. Der habe es gesagt. Er habe von verwüsteten Dörfern gesprochen. Die Geißel Gottes fresse sich durch die Täler der Lenne. Die Kirchen seien geschlossen. Jegliche Zusammenkünfte würden gemieden. Wer könne es schon wissen, daß man den Tod nicht in der Kirche fände ...

Starre Blicke durchkreuzten die Stube.

Die heiligen Glocken schrien die schreckliche Not [21] über die Berge und Täler, sagte die Liese. Und der Mönch auf dem Wilzenberge habe gesagt: die metallenen Zungen riefen zu Gott um Gnade und Erbarmen. Und Gott müßte sie hören ...!

Welch düstere Geschichten diese Alte erzählte!

Ein jeder glaubte nun die verkörperte Seuche zu sehen. Leibhaftig erstand ein Bild vor den schreckhaft sich weitenden Augen. Und niemand kam von diesem Gesicht los: dieser Totenmaske flehender Demut, frierenden Hohns, verhaltener, dunkler, dämonischer Macht ...

Es vermochte sich ja niemand vor dem unheimlichen Gaste zu schützen. Das Verhängnis suchte und fand seine Opfer!

So wurde beschlossen, alle Vorsicht walten zu lassen. Jedwedem Fremden, der die Berge übersteige, sei vorsichtshalber kein Obdach zu geben.

Dann wußte keiner mehr etwas zu sagen.

— — Bis die alte Muhme, die schon siebenundneunzig Jahre alt war, im Flüsterton herausstieß: „Solche Geißel Gottes kommt nur durch die H e x e n !“

„Verdammt sollen sie sein, alle zusammen!“ fluchte der Henneken-Bauer. Und mancher schlug ob eines solchen Fluches ein Kreuz über Stirne und Brust.

Langsam gingen die Leute nach Hause.

Alle duckten ängstlich den Nacken. In übertriebener Sorgfalt, die ihnen sonst fremd war, verriegelten sie die Türen, als könnten sie sich somit vor dem Furchtbaren schützen.

Der Nachtwind kam auf, und säuselte, versunken in sein eigenes Spiel, über die herbstliche Welt. Hin und wieder fielen einige starke Regentropfen vom [22] Himmel. — Aber im Osten zeigten sich tröstliche Sterne! — — —

Und weit und dunkel war das Land. Und still und voller Einsamkeit ...

*

Die scheinbar übertriebene Sorge der Menschen war ob solcher Hiobsbotschaft verständlich. Denn zu damaliger Zeit gab es wirklich noch kein Mittel, sich vor der furchtbaren Seuche zu schützen. Erst nach einem vollen Jahrhundert fand man Wege, um der furchtbaren Geißel entgegenzutreten.

So tut es nämlich eine urkundliche „Kurtze Anleitung zur Erkantnuß (Erkenntnis) und Vertilgung des gegenwärtig besorglichen Pest-Uebels aus hohem Befehl der Römisch

Kaiserlichen und Königlichen Katholischen Majestät in Sanitätssachen verordneten Hof Commission“ im Jahre 1738 kund.¹

Der nächste Morgen zog heiter herauf.

Das Dorf schien wie ausgestorben. Kein menschlicher Fuß berührte die Straßen. Die Kunde, nach welcher die göttliche Geißel die Orte allenthalben mit Ihrem Todeshauche bedrohte, hatte die Menschen verängstigt.

Elisabeth Thoniers wusch sich als erste den Schlaf aus den übermächtigsten Augen. Ihre Hoffnung auf Gottes Güte war größer als Angst und Grauen. Sie ging in die Kirche, um hier vor dem Bilde Unserer lieben Frau um des Leibes Gesundheit und der Seele Wohlfahrt zu beten. Gott würde noch gnädig sein, hoffte sie.

Als Elisabeth aber die Kirche betrat, da kniete vor dem Bilde die reiche Konyncsche, die stolze Rittergutsfrau, mit ausgebreiteten Armen und flehte:

[23] „Du mächtigste Mutter, segne meinen Leib! Du getreueste Mutter, segne meinen Schoß!“

So rief die arme, reiche Frau in hundert zärtlichen Namen ihre innige Bitte zur Gottesmutter empor.

In Elisabeths Seele stieg ein tiefes Bedauern auf.

Wie ungerecht war doch das Schicksal! Die Kösterschen, die kaum für zwei Kinder Brot hatten, erwarteten in den nächsten Wochen ihr elftes ... Und diese reiche Frau hatte nicht eines.

So leise, wie Elisabeth gekommen, so behutsam, ohne jedes Geräusch, ging sie wieder. Ihr Herz barg zuviel an Feingefühl in sich. Nie durfte die Konyncsche erfahren, daß menschliche Ohren ihr lautes Bitten vernommen hatten!

Das, was das Mädchen hier hörte, erschütterte es tief. In plötzlichem Hellsehen erkannte Elisabeth: daß es doch schwer sei, das menschliche Leben mit all seinen mancherlei Kreuzen zu tragen. Und dann dämmerte ihr die Erkenntnis: daß wir zuerst selber leiden, tragen und dulden m ü ß e n, um die Menschheitstragödie des Gottmenschen richtig mitleiden zu können.

Ja, dachte das Mädchen, erst muß man mit ihm durch die Wüste gegangen sein, über endlose, ermüdende Straßen in Staub und Sonnenbrand; — man muß mit ihm an kühlen Abenden auf dem Boot über seine Seen geglitten sein, die er so liebte; — man muß, wie Magdalene zu seinen Füßen gesessen und Tränen darüber vergaffen haben; — man muß mit ihm und seinen Getreuen in die Einsamkeit geflüchtet sein, um ihn so zu lieben und so vertrauend beten zu können, wie die Konyncsche es tat, deren tiefstes Herzeleid in der Kirche in lautem Beten über die Ufer trat, um sich dem breiten Strom zu vermählen, **[24]** der „Schmerzen“ heißt und durch die Welt fließt, und fließen wird bis ans Ende der Tage. — —

Da warf sich Elisabeth zu Hause, in ihrer Mädchenkammer, vor dem Crucifix in die Knie und sandte ihr Gebet hinauf zu den Wolken. Und der Himmel mußte sie hören und erhören! Nach einer Stunde stand sie auf. Das Gebet hatte ihr wiedergebracht, was sie verlor: ihre Ruhe. Das Beten nahm ihr die Schatten und die Sorgen aus der Seele; — wiegte alle ihre Herzensnot ein.

— Und vom Himmel lachte die wärmende Sonne.

Ein wenig später spülte sie Geschirr und sang wohlgenut ein Lied vor sich hin.

Die Arbeit ging ihr schnell von der Hand. Bald war sie fertig. Das Mittagessen zu richten war noch zu früh. Ein halbes Stündchen blieb ihr noch.

Da setzte sie sich ans Spinnrad.

Dies hatte die Farbe der Blumen des Gartens, die zierlich auf das blasse Holz gemalt waren; rote Rosen und blau-grüne Blättchen, grün, wie die Sehnsucht und Hoffnung im Herzen.

¹ Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv. Herdringen.

3

Die Tage kamen und gingen.

Das Strahlen der Sonne ward immer geringer. Sie selbst verkroch sich viel hinter Wolken, als schäme sie sich vor der Welt und den Menschen ob ihrer abnehmenden Kraft. Aber wenn sich die Wolken dann einmal teilten, dann schien sie wieder Kräfte gesammelt zu haben. Dann schickte sie ein letztes, wärmendes Leuchten herab.

Der Wind trödelte über Heide und Stoppeln.

[25] Er balgte sich mit den Wacholderbüschen der Heide, die sich mit ihren scharfen Stacheln vergebens zu wehren suchten. Ah! Dieser lose Geselle hat mancherlei Mucken! Er riß Obst und Blätter von den Bäumen herab. Und wo er immer einem Mädels begegnete, da lachte er sich eins und blies ihr den Rock hoch.

Die Wälder schmückten sich purpurn. Es sah feierlich aus. Den Menschen fiel die Trennung vom Sommer schwer. Schon wieder war ein Jahr ihres Lebens verstrichen ...

Aber war das für die Bäume des Waldes nicht auch —?

Gewiß doch! Aber welch wunderlich Ding! Wer schmückt sich zum Sterben —?

Das tat nur die Natur, vor allem der herbstliche Wald...

So sann Elisabeth Thoniers.

Doch da kam ein herbstlicher Hauch daher. Er umkostete ihr Busen und Wangen. Und dieser Geselle verriet das Geheimnis.

Was, sie wohl glaube —? Was bedeute für die alten Baumriesen ein Jahr —? Sie schlugen im Frühling die Augen auf und schmückten sich bräutlich. Und sie schlossen die Augen mit dem Fallen der Blätter. Ein Jahr sei ihnen Tag und Nacht. Sie zählten nicht nach Menschenart nach Tagen, Wochen, Jahren.



Elisabeth Thoniers ist ein tüchtiges Mädchen.

Sie versorgt den heimischen Haushalt. Sie kann Kleider nähen und kochen. Aber manchmal ält sie doch inne. Dann läßt sie die Arbeit liegen und stehen. Sie verschränkt die Hände ineinander und schaut mit rätselhaften Blicken hinaus in die ratlose Ferne.

[26] Elisabeth sehnt sich nunmehr nach etwas. Vielleicht nach der glühenden Sonne des Sommers. Oder nach Blumen. Oft aber sehnt sie sich auch nach Jörg, der sie in die Arme nimmt, sie inniglich küßt; der sie vor diesem und jenem behütet. — —

Jörg! Er war ihr Held! Ihr Verlangen. Ihr Glück.

Die aufgeregten Gemüter waren etwas ruhiger geworden. Die Kräuterliese hatte nicht unrecht gehabt: es gab tatsächlich verwüstete Dörfer im Tale der Lenne. Die Pestilenz raffte manchen dahin. Aber die Orte des Grauens lagen recht fern.

In den „Lichtstunden“ des Abends wurden wieder Pläne geschmiedet. Oder der Henneken-Bauer, der ein Pfiffikus war, und der, wie man sagte: „mehr konnte als Brot essen“, gab sein umfassendes Wissen zum besten.

Er erzählte, daß vor einhundertunddreißig Jahren das ganze Sorpetal durch die Pest verwüstet worden sei. Erst vierzig Jahre später um 1538 habe das Kloster Grafschaft wieder einige Höfe aufgebaut.

Dann aber habe es Pfeffer und Salz geregnet.

In der Zwischenzeit hätten sich die Holthäuser, die Fredeburger und Bödefelder fast ganz in den Besitz der Obersorper Mark gesetzt. Nun seien schwere Streitigkeiten aufgekommen. Zuerst mit den Holthäusern, die die tieferen und fruchtbarsten Berglagen in Besitz gehabt hätten, während die Fredeburger die höher gelegenen beanspruchten. Der Abt von Grafschaft habe unseren Bauern alle Huderechte in der Sorper Mark bestritten. Dann habe er geklagt,

bald an weltlichen, bald an geistlichen Gerichten. Und dann, im Jahre 1540, habe er den Bann über Holthausen verhängen lassen.

[27] Aber auf Veranlassung der Kurfürstlichen Räte sei alsdann ein Vergleich zustande gekommen.

1. Der Kurfürst bzw. der Fredeburger Amtmann und der Abt von Grafschaft sollten Jagd und Fischerei gemeinschaftlich im Sorpetal genießen.

2. Die Einwohner von Holthausen und von den Sorpen sollten sich über Trift und Hude nachbarlich und freundschaftlich vertragen. Die Holthäuser sollten dem Abt die Nutzung im Walde der Eckern halb einräumen.

3. Die Schnade zwischen den einzelnen Sorpehöfen sollte späterhin genau festgelegt werden. Der Abt solle den Hof in Obersorpe wieder aufbauen dürfen, aber nur jene Grundstücke in Besitz nehmen, die früher Eigentum des Hofes gewesen seien.

4. Der Abt solle Sorge tragen, daß die Holthäuser vom Banne befreit würden und unverzüglich eine besondere Urkunde darüber ausstellen.²

„Das ist mir doch ganz was Neues!“ rief der Klauken-Bauer.

Der Erzähler lachte boshaft.

Statt in den Tag hineinzudösen, solltet ihr euch etwas mehr um all die wichtigen Dinge kümmern, die euch angehen. — — Doch nun paßt mal auf was meine Freunde, die Mönche, taten. Obwohl der abgeschlossene Vergleich uns Holthäusern die Hude in den Sorper Wäldern zuerkannte, konnte sich das Kloster Grafschaft nicht enthalten, vor fast sechzig Jahren, also 1572, Versuche aufzustellen, diese Rechte zu beseitigen. Doch es kam noch besser!

Ich weiß noch gut, wie 1606 das Kloster Grafschaft den Vergleich von 1540 förmlich aufhob. Damals beschränkte es unsere Hude auf das Gebiet der Lütken Esbeke. Und zugleich erlegte es jedem Hofe für die [28] Benutzung eine Abgabe von jährlich zwei Reichstaler und vier Pfund Butter auf. Nur der Konyneckshof blieb hiervon frei. — —

Und wie lange diese eingeschränkten Huderechte noch beachtet werden, bis sich das Kloster euer wieder ‚freundschaftlich‘ erinnert, das habt ihr noch abzuwarten.“

„Verdammt noch mal!“ fluchte der Köster „Das ist allerhand! Henneke, du bist bei der Sache! Du weißt, warum du Heide und Sümpfe zu fruchtbarem Boden gestaltetest ... Von heute an tue ich’s dir nach.“

„Dann ist doch wenigstens noch ein Vernünftiger unter euch! Helfet euch selbst, dann hilft euch auch Gott! Schwatzt nicht mehr soviel von der Pest! Macht es wie ich: ich lege mein Leben in Gottes Hand. — Er wird mich lenken nach seiner Gnade. Gott wird mein Leben beschützen, erhalten!“

Es war lange still in der Stube. Die Strickstrümpfe lagen untätig in den Schößen der Frauen. Auch die Spinnräder hatten ihr Schnurren vergessen.

Da keiner eine Erwiderung fand, hub der Alte wieder an:

„Gewiß, die Pest ist eine gefährliche Krise. Das wollen wir anerkennen. Aber wie in jeder Krise, so wird auch hier gekämpft. Unzählige beißen ins Gras. Die Pest zerhämmernd und schmilzt die Völker; von ganzen Dörfern bleiben oftmals nur zehn bis zwanzig Menschen am Leben. Aber denjenigen, die bleiben, wird ein neues, überraschendes Leben geschenkt. Darum lohnt es den Kampf zur Gesunderhaltung des Leibes! Es lohnt sogar die Verzweiflung, von der fast jeder in jeder Krise bedroht wird. Denkt immer daran, daß die Kräuterliese euch mahnte: Nehmt Wermut! Trinkt [29] ihn im Tee; eßt die Blüten und Blätter auch trocken. Das hebt euch über vieles hinweg. — —

„Anstatt die Pest abzuwarten, geht in die Heide und rodet,“ fuhr der Henneken-Bauer fort. „Dort vernehmet ihr die Forderung der Stunde. Verdammt ja, ihr seid ohne Freiheit und Recht! Und ihr bleibt es, wenn ihr bloß im Gottvertrauen aufgeht ... Ho, hoo Leute, die Zeit

² Register WUB.[westfälisches Urkundenbuch] VII. Und Seibert UB.

ist reif! Doch tut, was ihr wollt. Meinetwegen reitet euch zeitlebens der Teufel. — — Und nun gute Nacht!“

Schweratmend blieben die anderen zurück. Bis der Klauken-Bauer den Mund aufat:

„Leute, Leute, es knistert Gefahr. Der Wind geht um.“

„Klauke, was willst du!? Wer den Alten auch jetzt noch nicht begreift, dem ist nicht zu helfen, sagte der Köster.

„Ja, ja, er hat recht! Weiß Gott, er hat recht rief der Klauken-Bauer. „Mir scheint, der Alte ist hier am richtigen Platz. Er scheint zu Höherem berufen. Er ist ein Empörer, ein Revolutionär! Aber ein Revolutionär im guten Sinne des Wortes, zu Nutz und Frommen unserer Bauern.“

„Da hast du recht!“ pflichtete Volpert Thoniers, Vater des schönsten Mädchens im Dorfe, aus aufrichtigem Herzen bei.

Und Elisabeth saß mit heißen Wangen dabei dachte an Jörg, der sich sonnte im Ehrenscheine des Vaters.

*

Während Volpert Thoniers täglich draußen auf seiner Scholle oder im Walde verweilte, wenn ihn die Leibeigenschaft nicht auf den Konyneckschen Hof zwang, [30] war Elisabeth meistens allein. Von Hänschen war nie etwas zu sehen, nur dann, wenn es zu Tisch ging. In der übrigen Zeit strolchte er draußen umher. Er schien derselbe Lausbub zu werden wie der herbstliche Wind.

Der Vater hatte seine Freude an dem Jungen.

Mochte Hänschen nur laufen, soviel und wohin er nur wollte. Die Jugend mit ihrer goldenen Freiheit war ja so unsäglich schnell und hurtig verflogen. — Und dahinter stand dann erst der Ernst eines Lebens.

Um Elisabeths Alleinsein sorgte er sich nicht.

Denn das Leben und die Wohlfahrt des Einzelnen erfreute sich ja des Schutzes und des Anteils der ganzen Gemeinschaft. Insbesondere die Familienverwandschaft wurde als ehrwürdige Verpflichtung gehegt und betreut. Nein, sein Madel bedurfte keinerlei Sorge! Soviel war sicher.

Und wenn es gerade so paßte, daß der Sohn des Henneken-Bauern dieses Alleinsein benutzte, um seinem Kinde Geselle zu sein, — nun, man war ja selbst einmal jung. Es gab ja nichts Größeres im Leben als Jugend und Liebe!

Volpert Thoniers dachte daran, daß auch er einstmals ein Mädchen gefreit hatte, die Mutter seiner zwei Kinder, die so früh in das Grab sank ... O, die Trennung war schwer gewesen! Was half aber alles, einmal kam jenes bittere Scheiden. So war das Leben nun einmal.

Nun, wenn Jörg und sein Kind glückliche Stunden des Alleinseins verbrachten, so gönnte er sie ihnen. Diese Stunden waren ja ein heiliges Vermächtnis seit dem Tage ihrer Geburt.

Gott hatte es ja selbst so gefügt. und es mußte auch alles so sein. Es ist gut, wenn die Jugend mutig in die [31] Zukunft schaut und sich ihren Weg zum Glück erkämpft. Denn wer nicht kämpfen will, der wird auch nicht siegen! Und dieser Kampf ist's, der den richtigen Mann und die richtige Frau formt. Allerdings, Volpert Thoniers war überzeugt, daß der Junge sowohl als sein Mädchen in dem Bestreben ausgingen: das wahre Echte, gottehrliche Beste in der eigenen Brust zu finden, und daß sie in aufrichtiger Liebe auch daran festhalten würden.

Gewiß, Gott hatte alles so geordnet. Dem Erwachen der Liebe folgte die Hochzeit. Ihr folgte Geburt auf Geburt. Und schließlich folgte der Tod. — Und was zwischen Geburt und dem Ende lag: Freuden und Leiden, Kindheit und Jugend, Reife und Alter, Sorgen und Nöte, — das war das Leben.

Auch Elisabeth würde Jörg vielleicht mehrere Kinder gebären, die die Tugenden der Mutter mehrere Male weitergehen würden. Ihr späteres Grab blieb unvergessen ... Die Blumen lösten sich auf ihrem Grabhügel ab, wie die Jahreszeiten sie brachten, vom ersten Schneeglöckchen bis zur Rose und herbstlichen Aster. — — Aus diesen kommenden Kindern würden Menschen wachsen, Frauen und Männer, wurden ihren Weg suchen ins Leben, sich wieder vermählen und dem Kampfe ums Dasein verbunden; — würden selber wieder Väter und Mütter werden, ganz wie es sein muß im ewigen Wandel alles Lebendigen auf Erden ...

Ja, ja, schließlich war alles so einfach, alles so selbstverständlich, natürlich, aber dennoch groß und hehr: es war der göttliche Wille, daß immer neue Menschen unter unsagbaren Schmerzen auf die Welt kommen sollten! Es war ein ewiges Gebären und Sterben, eine ewige Wiederkehr bis an das Ende der Zeiten ... Nein, es war nirgends ein Rätsel.

[32] Nirgends ein Rätsel — — — ???

Volpert Thoniers, du irrst! So glatt, wie du wähnst, soll die Lebensbahn deines Kindes nicht werden. Siehe, schon erhebt sich das Schicksal — — und schreitet heran.

Irgendwo wucherte ein heimlicher Neid ...

Und die Eifersucht brannte Hans Burghardt, den klugen und schreibkundigen Verwalter auf dem Konyncsken Rittergute, wie glühendes Eisen. All sein Sinnen galt der Schönsten des Dorfes. Elisabeth sollte niemand gehören als ihm!

Und der Umstand, daß ihr Vater, wenn ihn die Leibeigenschaft nicht auf das Rittergut zwang, sich selber stets auf der eigenen Scholle beschäftigte, indes sich Hänschen mit allerlei Dummheiten abgab und Flur Und Heide durchstreifte, sollte Hans Burghardt begünstigen, Elisabeth schutzlos daheim anzutreffen.

Es war am Nachmittag.

Elisabeth lachte den Burschen an, als er eintrat. Seinen Gruß erwiderte sie freundlich. Er setzte sich auf die Bank, die an der Wand stand.

Hans sagte, daß er bald heiraten wolle. Er würde nicht ruhen und rasten, bis er sein Glück erreicht haben würde.

Elisabeth horchte auf. Fragte ihn dann füglich nach seiner Braut. Der Bursche aber umging Ihre Frage.

Er sagte, daß er auch nicht hierbleiben wolle. Er würde mit seiner Frau in die Stadt ziehen. Womöglich würde er sogar am Rheine seine Tage verleben. Ja, der Rhein habe es ihm schon immer angetan. Hier, in diesem Neste sei ja nichts los. Hier warte man bis zum Lebensende auf rechte Freuden vergeblich.

[33] „Diese Einsamkeit und das ewige Einerlei“, so fuhr er fort, „ertrage ich nicht. Weg von hier! Da draußen liegt die weite, schöne Welt offen!“

Elisabeth wollte ihm da widersprechen. Aber er schnitt ihr das Wort ab. Was habe er h i e r —? Viel aber wenig einträgliche Arbeit. — Verdruß mit den Bauern. — Aerger mit ungehobelten Leuten. — Keinen befriedigenden Verkehr. — Alles in allem: dieses sei ein gottverlassenes Nest, in welchem garnichts geschehe. Das könne niemand bestreiten: es sei ein Ort ohne Geselligkeit, ohne Bildung, ohne Auftrieb ... Ja, bei Gott, hier versäume einer sein Leben! Und niemand danke es einem.

Elisabeth staunte. Der Hans sprach ja, wie der Pater es Sonntags von der Kanzel tat. Ihr bewundernder Blick ermutigte den Burschen.

Er stand auf, faßte das Mädchen bei den Händen. Er sagte: sie, seine Liesa, sei dazu erkoren, mit ihm zu gehen, mit ihm zu leben als seine angebetete Frau ... Er wolle ihr den Himmel auf Erden bereiten! Ob sie nicht Lust dazu habe ...?

„Elisabeth blickte Hans groß an. Seine Eigenart erregte in ihr nichts weiter als etwas Unwillen. Wohl auch Erstaunen und Neugier. Aber dann schüttelte sie resolut den Kopf.

„Nein, Hans, die Stadt ist nichts für mich, auch nichts für dich. Ich liebe es, der Natur abzutrotzen, was ich gebrauche. So haben es meine Ahnen gehalten, so werden auch Jörg und ich unser Lebtag es tun. Ich liebe meine Heimat zu sehr, als daß ich sie verlassen könnte! Jörg sagt, die Städte seien Ungeheuer, die die Menschen samt den Seelen fräßen. Und Jörg lügt [34] nie! Was er sagt, das ist unbedingte Wahrheit! Siehst du, da könnte mir die Stadt nichts sein.

Hans kniff die Augenlider ein, als er Jörgs verhaßten Namen von Elisabeths begehrenswerten Lippen hörte.

„Aber das ist ja Unsinn, teure Liesa! Du fürchtest bloß das Uebergangsstadium. Du meinst, hier stündest du abseits von Tücke und Bosheit ... Aber da irrst du dich! Der Mensch mag fliehen, wohin er auch will, — er mag die Freunde von sich stoßen und sich in die tiefste Einsamkeit begeben, — und fiele er in einen langjährigen Schlaf, das Unglück wüßte ihn dennoch zu finden! Dem Schicksal entflieht keiner.“

Elisabeth hörte die Drohung nicht, die in diesen Worten versteckt lag. Sie lächelte nur. Und sie sagte:

„Ja, da hast du recht. Aber nichts könnte mich von unserer Scholle vertreiben! Ich bleibe in der Heimat.“

„Aber, Mädchen, siehst du denn die Vorteile nicht ein, die sich bieten, wenn wir dieses erbärmliche Nest hinter uns lassen und in die Stadt ziehen —? Hier kommt ja niemand zur rechten Entfaltung! In der Stadt aber ist das ganz anders: dort bedeutet das Leben gerade das, was es bedeuten soll, die Herrschaft des Fähigsten — — — Und, Liesa, du weißt nicht, wie ich dich liebe! Nein, du weißt es ja nicht!“

Die Augen des Sprechers waren heiß, waren von des Mädchens Schönheit wie geblendet. Und als Elisabeth nun dem seltsamen Werber ihre Hand entzog, welche Hans Burghardt in der seinen hielt, da raubte das dem Burschen schier die Besinnung.

„Nein, Hans, laß nur, ich kann dir nicht sein, was du wünschest. Ich kann dich nicht lieb haben. Und du weißt es doch: ich gehöre dem Henneken Jörg.“

Diese Worte gaben den Ausschlag.

[35] Plötzlich beugte sich der Bursche vor. Er schloß Elisabeth in seine Arme, drückte sie an sich und küßte sie auf den Mund.

Das Mädchen lag betäubt und nach Atem ringend an seiner Brust. Aber dann fauchte sie ihn an wie eine bösertige Katze. Sie schlug dem Frechling ihre geballte Faust ins Gesicht — — und dann noch einmal.

Dieses aber machte den Burschen erst recht rasend. Er ergriff ihre Hände, bog sie ihr auf den Rücken, sah ihr begehend in die schreckhaft geweiteten Augen und küßte die an allen Gliedern Bebende wieder und wieder. Dann schwur er:

„Ich will, daß du mir gehörst! Nur mir, nur mir!“ In dieser Stimme war etwas, das dem Schrei eines Raubvogels ähnelte. Und als Burghardt Elisabeth von neuem in seine Arme preßte und küßte, fing sie zu schreien an und rief um Hilfe. Gellend hallte ihre Stimme aus dem Hause auf und über die Straße.

Da ließ Hans Burghardt sein Opfer los.

Weinend und blaß wie die Wand sank das Mädchen auf einen Stuhl, beugte sich über den Tisch, warf ihren Kopf auf die Arme und schluchzte laut vor sich hin ...

„Liesa, ich werde dich dennoch immer und ewiglich lieben, du wunderbares Geschöpf!“ ließ sich Burghardt vernehmen.

Aber das Mädchen antwortete nicht.

Da sagte der Bursche:

„Liesa, Liesa, ich war nicht bei Sinnen, als ich dich küßte. Und ich bin bereit, vor dir niederzuknien und dich um Verzeihung zu bitten! Hörst du?“

Hans Burghardt bekam keine Antwort. Da tappte er wie ein Verbrecher leise von dannen.

[36] Nach einiger Zeit, als sich Elisabeth langsam wieder beruhigte, erhob sie sich zitternd, nahm das Crucifix von der Wand und schwur: „Gott, du sollst mich strafen, wenn ich jemals aufhören werde, diesen schändlichen Buben zu hassen! Nichts will ich je mit ihm teilen, nicht einmal den Himmel oder die Hölle!“ Das Mädchen schwur diese Worte mit der ganzen Kraft ihres Schmerzes, ihrer Scham, ihres Hasses.

*

Elisabeth Thoniers Gesicht hat sich verändert.

Ja, seit diesem Tage ist es anders geworden. Der vertraute, liebliche Zug ist aus ihrem Gesichtchen geschwunden. Die Küsse des erbärmlichen Buben, dessen rohen Kräften ihre Schwachheit erlag, sind über sie gerauscht wie ein Reif. — — Aber ihr Gesicht ist überstrahlt von Erhabenheit. Und des Weibes wahren Erkenntnisse sind in ihr erwacht.

Vielfältig neu schien sich am nächsten Morgen das Leben in ihrer Seele zu regen. Das Blut pochte ihr in den Schläfen. Ihre Augen waren grundtief voll Sehnen. Aber nicht die altbekannte Jugend und der damit verbundene Tatendrang kamen auf diese Weise zum Durchbruch, nein, an ihrer Stelle war eines Weibes Verlangen: dem Manne ihrer Liebe zu gehören.

Elisabeth sehnte sich danach, in seinem Schutze zu leben. Und ein Kindchen möchte sie von ihm haben! Einen herzigen, blondlockigen Knaben, den sie lieben, verhätscheln, verzärteln könnte. Aber niemand weiß um ihr innerstes Sehnen. Sie trägt es heimlich mit sich.

[37]

4

In einer vertraulichen Stunde hat Elisabeth Thoniers ihrem Geliebten alles gesagt. Kein gutes Haar hat sie an Hans Burghardt gelassen. Sie sagte, daß sie nie gedacht hätte, einmal einen Menschen so hassen zu können wie diesen schändlichen Buben, der ihre Schwachheit ausnützte.

Und im Verlauf ihrer Erzählung kam sie zu jener Gebärde, an die Jörg Hennecke noch lange zurückdenken mußte: das heiße Blut schoß ihr in die Wangen, so brennend, so ungewohnt, daß sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

Sie spürte ein kaltes Gefühl um die Schultern. Im Rückerinnern an jene Stunde kam es ihr vor als würden ihr die Kleider vom Leibe gerissen. Bitter stieß sie hervor:

„Das werde ich Hans Burghardt niemals vergeben!“

Da schwur Henneken Jörg seinem Rivalen bittere Rache.

Noch am selben Abend stellte er Hans. Oeffentlich, im Beisein der Rittergutsherrschaft und des Gesindes fragte er ihn:

„Du, Hans, sag mal, hast du noch etwas Ehre im Leibe?“

„Wie meinst du das, Jörg? Solltest du es auf Beleidigungen abgesehen haben, dann nimm dich in acht! Ich habe zwei kräftige Fäuste. Und verdammt, ich werde verstehen, sie dir gegenüber zu gebrauchen! Das wisse.“

„Ha! Ich pfeife auf deine brutale Kraft! Ich weiß, du bist stärker als ich. Doch das macht nichts. Ich [38] habe jedenfalls den Mut, die Ehre und das Ansehen meiner Braut zu verteidigen. Auch einem Stärkeren gegenüber! — Und heute will ich Abrechnung halten! So höre: weißt du, daß ich Elisabeth Thoniers mehr liebe als mein Leben, meinen Vater und meinen Besitz —?“

Blicke senkten sich in Blicke.

„Es ist unmöglich, sie nicht zu lieben!“

Jörgs Stirn verfinsterte sich noch mehr.

„Weißt du, daß Elisabeth als meine Braut unter meinem Schutze steht, und daß ich und ihr Vater dein flegelhaftes Vorgehen zu züchtigen bereit sind —?“

„Mäßige dich, Jörg, wenn dir dein billiges Gesicht lieb ist!“

Jörg bebte vor gerechter Entrüstung.

„Du konntest es wagen, meine Braut zu überfallen —? Du Elender! Du nutzt ihre Schwäche, ihre Schutzlosigkeit aus! Du hattest keine Ehrfurcht vor ihrem unschuldigen Herzen, — Schurke!“

Burghardts Augen flammten in maßlosem Zorn.

Aus seiner Kehle kam ein gurgelnder Laut. Dann hob er seine geballten Fäuste empor, um Jörg mit einem einzigen Schlage niederzuschmettern. In diesem Augenblick aber packten ihn vier — sechs kräftige Fäuste, schleiften den Rasenden hin auf die Deele. Dort wurde der starke Bursche niedergezwängt. Und zwei Peitschenstiele sausten immer wieder mit Schwung auf ihn nieder. Burghardts Gliedmaßen zuckten.

— Am anderen Morgen wurde Hans Burghardt, der Verwalter des Konynckschen Rittergutes, des Hofes verwiesen.

„Ich danke euch!“ sagte Jörg Henneke, als sein Rivale vor Schmerzen jammernd am Boden lag, zu den Männern. „Ich danke euch aus aufrichtigem [39] Herzen! Denn ihr habt mir geholfen, einen Schurken zu züchtigen, wie er es verdiente.“

„Du brauchst nicht zu danken, Jörg“, sagte der vierschrötige Köster. „Du warst im Recht; deine Braut war beleidigt! Wir halfen dir; das ist nur natürlich! Wir hätten in dieser Angelegenheit auch jeden anderen, auch dich gestraft; das ist sicher ... Und allein hättest du doch wahrscheinlich den kürzeren gezogen. Es ist so schon altes richtig gegangen.“

Da ging Jörg Hennecke zu seiner Braut.

Volpert Thoniers lachte befriedigt, als Jörg solche Kunde mitbrachte. Er freute sich darüber, dass der heimtückische Bursche solche Hiebe bekommen hatte. Dieser Denkkzettel würde ihm eine heilsame Lehre sein, meinte er.

Und Jörg mahnte:

„Wir müssen Elisabeth besser beschützen, Vater. Sie ist noch zu harmlos, vertrauensselig. Noch weiß sie nicht, daß die Wahrheit brutal ist, dass die Menschen in ein rauhes, hausbackenes Gewand eingehüllt sind.“

Volpert Thoniers nickte.

„Ich meine, Jörg, der Hans ist kuriert. Der komm nie mehr wieder!“

„Wir wollen es hoffen“, meinte Jörg zweifelnd.

*

In die Bitterkeit des Abschiednehmens des Herbstes fiel eine freudige Hoffnung hinein. Gewiß, der Herbst neigte sich dem Winter entgegen. Aber es war ein tröstliches Sterben. Frisches Korn war auf die Scholle gefallen. Und die Erde nahm es auf. Doch siehe: ein Wunder begann! Tot schienen die Körner zu sein. Aber eben mit der Scholle vermählt, regte sich in ihren [40] Herzen das Leben. Ein lichtgrüner Keim durchbrach die den Keimling dunkel umgebende Schotte, strebte hin zum Lichte des Tages. Zarte Blättchen entfalteten sich heimlich. Und der Wind spielte mit ihnen. Aber weiter, immer weiter drängte das Geheimnis des Werdens. Wundersam genährt aus Erde und Sonne, trieb das Pflänzchen empor. Und ein herbstlicher Hauch kam daher, streichelte leise über die grünenden Aecker, kündete den jungen Keimlingen schon von späterem Welken und Sterben. Aber auch noch etwas anderes plauderte er aus: das glückliche Erwachen des Frühlings, der trillernden Lerchenschlag bringe; plauderte verstohlen von Tagen, die trunken seien ob eigener Bläue; raunte von Sommerwölkchen im Aether, die lichtumbrandet in der Ferne sich verzögen; er plauderte von köstlicher Blüte, von den schmeichelnden Lüftchen des Hochsommersmorgens, der dann ihre späteren Aehren befruchte, der Menschheit zum Segen ...

Es klang wie ein köstliches Märchen, was dieser Herbsthauch an die jungen Keime ausplauderte.

Die stille Zeit des Winters kam nun.

Und mit dieser seit kamen auch die traulichen Stunden wieder heran, erfüllt von Spinnstubenromantik und Heimlichkeiten vielerlei Art. Da wurden die Verwandtschaften des Dorfes besprochen. Und die Leute wußten um Väter und Urväter Bescheid wie eine vorzüglich geführte Chronik.

Auf uralten Bauernhöfen, schon hunderte von Jahren im Besitz einer Sippe, traf und trifft man oft Menschen aus dem Blute dieses Geschlechts, deren Wesen etwas Unwirkliches, Wundersames zeichnet. Wie eine rätselvolle Rune gehen sie umher. Sie hängen mit Leib und Blut an ihrer Scholle. Aber auf einmal stehen sie still. Dann sehen sie etwas, was [41] andere Menschen nicht sehen. Sehen einen seltsamen Schein um einen vorübergehenden Bekannten. Und der Seher weiß dann um den nahen Tod des also Geschauten.

Das sind die sagenumwobenen Seher, auch „Spökenkieker“ genannt. Sie wissen um Blitz und Unglück im Dorfe. Am hellichten Tage werden sie von ihren Ahnen besucht, — halten Zwiesprache mit ihnen und leben noch einmal aus vergangenem Blut, aus den der Erde längst übergebenen Herzen ...

Diese „Lichtstunden“ des Abends wurden erst dann so unwiderstehlich spannend, wenn der Henneken-Bauer sprach. Denn dieser Alte wusste zuweilen um künftiges Geschick der Menschen im Dorfe, um Unglück, Feuer und Tod. Er hatte das „zweite Gesicht“. Aber er sprach nur recht selten davon.

Das Seltsamste aber, was er hervorgeschaut hatte war eine Reihe von Wagen, die „mit viel Spektakel“ die Länder durchliefen, ohne daß Pferde sie zogen. Er hatte dieses „Spektakel“ schon oftmals gehört. Und er behauptete fest: daß die Zeit noch mal käme, da solche Wagen daherliefen. Es würden noch sehr wunderliche Dinge geschehen auf der Welt! — Aber er würde das nicht mehr erleben. — — Also hat der Alte behauptet.

Solche Kunde war schön! Wie ein Märchen, das man den Kindern erzählt, mutete sie an. Sie wurde auch von niemand geglaubt. Aber viel später ist dieses Märchen doch Wahrheit geworden, als Eisenbahnen unsere Gaue durchliefen. Bloß der Henneken-Bauer hat das, wie er richtig vorhergewußt hat, nicht mehr erlebt.

Der Winter brachte viel Kälte und Schnee.

[42] Aber die Saat auf den Feldern stand gut. Die Aecker waren ringsum gesegnet. Und der Schnee deckte die Saaten warm zu.

Bei aller Abgeschlossenheit von der Welt war diesen Alten das Leben jenseits der Berge doch nicht fremd. Denn gar mancher war in angeborener Wandersehnsucht in die unendliche Weite gezogen, um dort sein Glück oder Unglück zu finden. — —

Und wenn manchen dieser unruhigen Gemüter das laute Leben da draußen auf Nimmerwiedersehen verschlang, so hat die Heimat ihre Söhne in stiller Ergebung geopfert; vergessen aber hat sie sie nicht. Ah, jene waren zu oft am Leben zersplittert. Aber sie haben es ja so gewollt. — —

Wohl fluchten dann die Männer oftmals in kräftigen Worten. Aber ihre Frauen weinten und beteten. Sie beteten für die Seelenruhe der Toten; — aber sie beteten dann auch um Stärke und Kraft in der Liebe ...

*

Die Zeit ging rastlos dahin.

Fast liefen die Tage über die Menschen hinweg.

Hin und wieder waren welche dabei, die traten ihre Spuren tief in die Menschenherzen und -seelen hinein. Andere hingegen waren wieder wie spielende Kinder.

Als die Weihnachtszeit nahte, gab's ein Ereignis im Dorfe. Elisabeth Thoniers erhielt einen B r i e f.

Einen Brief! Und das zu Zeiten, da noch keine Postkutschen rollten, da Briefe durch Boten befördert wurden ... Und seit wann stand Elisabeth einer Fürstin gleich, daß sie Briefe empfing —? Ein Handelsmann, die Kiepe auf dem Rücken, war ins Dorf gekommen. Er hatte sich nach Elisabeth [43] Thoniers erkundigt. Dann hatte er den Brief dem Mädchen mit ehrfurchtsvoller Geste überreicht. — — Das mußte etwas Wichtiges sein, so ein handschriftliches Schreiben! — Respekt!

Elisabeth besah sich den Brief von der Vorder- und Rückseite. Sie wurde unruhig. Wer konnte ihn wohl lesen —?

Volpert Thoniers meinte, daß es vielleicht Korbmachers Oskar verstehe. Denn der Oskar war ein weitgereister, geriebener Mann. Na, und dann der Konyneck, der Rittergutsherr, konnte es auch. Aber die Herren belästigte man nicht, wenn es nicht nottat. Daher rief man den Oskar.

Korbmachers Oskar kam. Aber er kam nicht allein. Bewahre! Bei solch einem Ereignis mußte das Dorf gänzlich versammelt sein! Nun, die Thoniers Stube war auch bis in den letzten Winkel gefüllt. Und Oskar begann zu lesen.

Es war zwar ein holperiges Stottern, aber es war allerhand, mutete wie Hexerei an, wenn ein Mensch solch merkwürdige Zeichen auf dem Papier in Worte und Sätze umformen und zu Gehör bringen konnte.

Der Inhalt des Briefes war der.

„Meine geliebte Elisabeth!

Jetzt wirste erstaunt sein, von Köllen einen Brief zu kriegen, nicht? Aber Hans Burghardt ist keiner von denen, die in flüchtiger Stunde von Liebe schwatzen, um dann ihre Gefühle in kurzer Zeit wieder zu vergessen!

Weißte, ich habe mein Glück hier gemacht — —,

— „Wa-a-s !? Hans Burghardt wagt es zu schreiben —? Dieser verdammte Lümmel, der Schuft, der — —,

[44] „Volpert, halt’s Maul! Du hörst doch, ich lese! Und dieses ist ein gar wichtiges, schriftliches Schreiben! Also hör zu —,

„— — gemacht. Für fünf und einen halben Taler plagen sich die Leute dort oben ein Jahr. Und was meinst, ich verdiene hier ein Kastemännchen (25 Pfg.) im Tag. Wahrhaftiger Gott, das ist so! Das kannst glauben.

Was hilft mir aber der große Verdienst —? Haste Verständnis dafür, daß ich unglücklich bin? Was soll mir die Zerstreung der Stadt, das Leben und Treiben der Schenken —? Weißte, ich kann nicht sein ohne dich! Immer höre ich deine Stimme im Traume. Und dann bist mir immer zur Seite.

Deine Jugend verklärt mir die Welt!“

— „Gott verdamme dich, Bube!“ schrie Jörg Hennke auf. —

„Wenn du das Maul nicht hältst, Junge! Meinste, zum Teufel, ich wär dein Kindermädchen —? Ich habe doch schon gesagt: dies ist ein schriftliches Schreiben! Und das ist sehr wichtig. Ich fahre nun fort:

„Damals, als ich nach hier kam, weißte, als du mich verschmähtest, da meinte ich, dich hassen zu können. Aber ich habe mich geirrt. Ich liebe dich heißer denn je! Das Lächeln des Lebens bist mir, Liesa! An deiner Seite dünkt mir das Leben ein Fest und die Liebe ein Spiel.

Versuche es mal, mich zu lieben. Es wird und muß dir gelingen! Und dann kommst nach hier. Du glaubst nicht, wie schön es hier ist. Die Wellen des Rheins spiegeln nun den lächelnden Mond und die flimmernden Sterne. Aber meinst, ich wüßte diese Schönheit zu schätzen —? Nein, denn immer denke ich an dich.

[45] Ende Januar komme ich einige Tage nach dort. Wirste mich mit offenen Armen empfangen —? Wenn du meine Liebe erwidert, dann wirste mein sein für immer!

In dieser Erwartung und Hoffnung grüßt dich und küßt dich herzlich:

für immer der Deine
Hans Burghardt.“

Volpert Thoniers fluchte wie ein Heide. Hastig nahm er Oskar das Schreiben hinweg, zerriß es in viel kleine Fetzen. Und dann warf er Korbmachers Oskar in aller Form aus dem Hause.

— — — — —

Dieses Ereignis ward dann bis ins kleinste in den Spinnstuben besprochen. Und Korbmachers Oskar, der weitgereiste Mann, der die halbe Welt gesehen hatte und sogar zu lesen verstand, schimpfte mit groben Worten auf den Volpert.

Dann sagte er:

„Weiß Gott, ich bin weit herumgekommen im Leben. Ja, das ist wahr. Ich habe Deutschland, Oesterreich und Italien durchwandert. Aber so ein Dummkopf, wie der Volpert, ist mir noch nicht über'n Weg gelaufen! Der Kerl zerreißt ein handschriftliches Schreiben! — Und mich, den er doch extra gerufen, mich wirft er noch aus dem Hause — — O, diese Welt!“

Allmählich beruhigte er sich wieder. Und dann erzählte er von seinen Erlebnissen in der Welt. Er rief:

„Leute, das ist ja die Sauerei heutzutage, daß ich das Reißen hab' und nicht mehr weg kann! War das ein Leben, als ich zwanzig Jahre alt war — — Hatte einen alten Bummel bei mir. Auf seinem, von [46] löcherigen Narben übersättem Gesicht war die ungeheuere Legende seiner Wanderschaft zu sehen. Er nahm mich zu sich und sagte: Halte dich zu mir, Junge; dann tuste gut. Ich helfe dir durch die ganze verdammte Welt! Dann kommste an den Schnaps- und Limonadensee³, ins Brotlaibtal und dahin, wo die Schinkenbäume wachsen; da hängen die gebratenen Hühner an den Sträuchern . . . Na, was sag ich denn bloß: es hat uns beiden auch nie richtig schlecht gegangen.“

„Das ‚Gelobte Land‘ hast du aber nicht zu sehen gekriegt, Oskar, was —?“

„Nein, aber viel anderes.“ Und Oskar erzählte von den Städten und dem losen Leben darin. Soviel sei sicher, wenn der Burghardt in der Stadt bliebe, würde er verkommen. Zu sinnlich, zu leidenschaftlich liebten die Frauen der Städte. Aber man müsse schon sagen: die Frauen der Städte verbanden mit ihrer zärtlichen Sinnlichkeit Anmut und Geist. Es sei das ganz anders, wie hier auf dem Lande. Er müsse das ja besser wissen als sie.

Nanu! Warum grinsten denn diese Mannsbilder so —? Einige der Frauen kicherten; andere sahen verlegen drein.

— — Da bekam der Oskar plötzlich einen ganz roten Kopf. In seiner Verlegenheit winselte er sein „Gute Nacht!“ und lief wie ein geprügelter Köter davon.

Als aber Korbmachers Oskar die Stube verlassen, da war der Bann mit einem Male gebrochen. Da sprang eine herzliche Fröhlichkeit auf. Man lachte ohne Grund, ohne Bosheit; man lachte, wie übermütige Mädchen es tun. Alle lachten so leicht und so frei wie die Kinder, so herzlich über den kleinsten Spaß.

[47] Unbeschwert erzählten sie sich Geschichten jeglicher Art, darinnen man allerlei Zärtlichkeit fand. Die allgemeine Heiterkeit schüttete Blüten aus. Unerschöpflich!

³ Zu dieser Zeit hat im Sauerland sicher noch niemand etwas von „Limonade“ gehört. (wdg)

Wie schnell solche Abendstunden davoneilten! Wenn der mitternächtliche Mond kälteflimmernd am Himmel stand, dann hieß es: den warmen Ofen verlassen, schnell schlafen, um am Morgen wieder munter zu sein.

Dann kam der Alltag wieder über die Menschen.

Kälte und Schnee lagen rings um die Höfe. Sparsam mußten die Menschen mit jeglichen Dingen umgehen, wenn sie über die stille Zeit des Winters hinwegkommen wollten.

Ja, es war eine harte und böse Zeit: dieser Winter! Schnee in der Luft und Schnee auf der Erde. Ueberall Schnee! Und von den Strohdächern hingen die Eiszapfen herab.

Der Morgen rief die Bewohner des Dorfes auf das Konynecksche Gut. Dort mußten sie Hand- und Spanndienste leisten.

Jetzt, mitten im Winter aber, hieß es meistens den Dreschflegel schwingen. Im stetigen Rhythmus fiel der Klöppel auf die Aehren: „Tapp—tapp—tapp!—· Tapp—tapp—tapp!— Tapp—tapp—tapp!“

Wohl enlpörte sich mancher. Aber diese Empörung blieb heimlich. Sich laut zu äußern, das wagte keiner außer dem Henneken-Bauern. Der war vor dem Teufel nicht bange. Immer schürte er das Feuer. Oft mahnte er die Leibeigenen:

„Leute ihr seid ohne Freiheit und Recht! Eure Tage sind geplagt und zerstückelt; — euere Schwielen aufgeteilt und zerrissen! Ihr werdet von Fürsten und Teufeln umfeilscht ... Und was tut ihr —? Blutend und geschunden neigt ihr Leibeigenen den Nacken ... Aber recht so, das Trampeln und Stoßen tut gut! Ihr seid nicht zu bedauern! Ihr wollt's ja nicht besser.“

Dann sah man sich um, oh niemand ungerufen etwas hörte. Erst dann wagten einige mutig die Frage:

„Was willst du, Alter, was sollen wir denn tun —?“

„Verdammt ja, wie oft soll ich's euch sagen —? Auch im Winter gibt's Tage, wo die Heide von Frost befreit ist. Tuet wie ich: rodet euch einen Fußbreit Erde um den anderen zu eueren Aeckern ... Nur so werdet ihr mächtig und frei.“

„Der Alte ist tollkühn!“ sagten die Leute unter sich. „Er kommt bestimmt noch auf den Bock. Es wäre schade um ihn!“

„Der Henneken-Bauer ging entschieden zu weit. Man konnte ja seinen Zins nicht einmal bezahlen — — und dann eine öffentliche Auflehnung gegen die Leibeigenschaft wagen —?“

Nein, nein! Man mußte den Mund halten und zu schweigen verstehen, falls man nicht den Buckel voll Schläge davon tragen wollte. Ein Verstoß gegen die Leibeigenschaft wurde zum ersten Male mit scharfen Worten gerügt, zum zweiten Male mit zwanzig Stockschlägen bestraft; — dann aber stieg es bis zu dreißig vierzig hinauf. Und bei fünfzig drohte der Bock ... Die Sache grenzte an Sklaverei! Bei Gott, wenn diese Leibeigenschaft k e i n e Sünde war, dann gab es Gottes Gerechtigkeit nicht

Aber was wollte man machen —? Solche Empörer, wie der Henneken-Bauer standen auf einsamen Posten.

[49] Und was würde er erreichen —? Gegen die Herrenprivilegien kam man nicht auf; auch der Henneke nicht. Einen gerechten Zustand aber konnte man's nicht nennen. Ein Blick in die Bibel genügte: Lehrte sie nicht ganz eindeutig und klar, daß alle Menschen vor Gottes Angesicht gleich seien —? Wenigstens wurde das von den Mönchen gesagt. Und die hatten die Bibel gelesen.

Die Männer mußten alles besorgen: das Schlagen und Fahren des Holzes; das Säubern und Streuen der Ställe war ihre unnachsichtliche Pflicht. Das Heu mußten sie besorgen, Getreide mähen, den Hof bewachen und Botengänge tun. Und im Winter schwangen sie zumeist den Dreschflegel.

Auch ihre Frauen zog man heran. Diese mußten Flachs brechen, ihn schwingen, spinnen und weben. Waschen mußten sie; auch Kartoffeln⁴ schälen.

Daher die heimliche Empörung der Leibeigenen!

Ja, mochte die reiche Rittergutsfrau, die Konyncsche, auch noch so oft vor dem Bilde Unserer lieben Frau auf den Knien liegen und beten: „Segne meinen Leib, segne meinen Schoß!“ — verdient hatte der Hof den Erben nicht, wegen der Sünde, wegen der Leibeigenschaft! Der gerechte Gott mußte das rächen! So dachten die Leute in gesundem Empfinden. So etwas aber laut zu sagen, das riskierte bloß der Henneken-Bauer. Der riskierte auch noch einmal den Kopf.

Denn w e r war und w a s war der arme Leibeigene schon! Ein gewöhnlicher Gegenstand, mit dem man verfuhr nach Belieben. Ein Wesen, ja, und doch ein Stück Ballast, rechtlos; sein Herr konnte es treten und stoßen, dieses Wesen, das je nach Lust und Belieben verkauft werden konnte.⁵

[50] Mit Schnee und klirrendem Frost hatte das Jahr 1630 begonnen; mit Schnee und klirrendem Frost ging der Eismonat Januar zu Ende.

Und da kam, seinem Versprechen gemäß, eines Tages Hans Burghardt zurück, um sich das Eheversprechen Elisabeth Thoniers' zu holen. — —

Als er aber seinen Fuß in das Dorf setzen wollte, kam ihm als erster der vierschrotige Köster entgegen. Auf den Gruß des ersteren folgte der dankbare Gegengruß; eine kurze Frage nach Befinden und Gesundheit, die Köster aber garnicht beantwortete, sondern ohne Einleitung sagte: „Ich weiß, Hans, du kommst wegen der Elisabeth. Spare dir aber jegliche Mühe. Ich rate dir: kehre sofort um! Denn wenn du erst in das Dorf kommst, dann ergeht es dir noch um sehr vieles schlechter als damals, da du deine Strafe auf der Konyncschen Deele bekamst ... Aber tue, was du willst. Gott sei mit dir!“

Sprach's und ließ den gänzlich Verdutzten stehen.

Hans Burghardt überlegte. Was sollte er tun —? Sollte er die Worte des Langen für bare Münze nehmen und gehen —? Nein! Soviel Mut hatte er schon, seinen Feinden ins Auge zu sehen. Er w o l l t e Elisabeth sprechen!

Unangehalten kam er auf den Thoniers-Hof.

Dort stand die Geliebte am Brunnen und wand einen Eimer Wasser herauf. Als Elisabeth aber den Kommenden sah, ließ sie die Winde los, flüchtete ins Haus und schrie, — schrie: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Hans Burghardt ist wirklich gekommen!“ Der gefüllte Eimer sank in den Schacht des Brunnens zurück. Und dabei kreischte die Winde.

[51] Da raffte Hans Burghardt seine Rockschöße hoch und lief, als verfolge ihn das Verhängnis.

Erst als er sich sicher und die Verfolger weit hinter sich wußte, die ihn mit Mistgabeln und Dreschfliegeln verfolgten, gönnte er sich eine kurze Zeit zum Verschnaufen.

Nun fluchte er auf gotteslästerliche Weise.

Das also, d a s , — d a s war die, die er liebte —? D a s tat ihm Elisabeth an? Ha! Welch ein Wahnwitz! Liebe hat er geboten; — Hohn und Haß und offensichtliche Verfolgung erhielt er zurück ... Mit Wollust hätten ihn diese verdammten Bauern an ihren dreckigen Mistgabeln aufgespießt, — ihn mit ihren Dreschfliegeln erschlagen ... I h n, Hans, der ein ganzes Herz voll Liebe, ja, voll wahnsinniger Liebe für das Mädchen in sich trug — — Es war nie zu begreifen!

Himmel und Verdammnis, das war zuviel!

⁴ Zu dieser Zeit (1629/30) gab es im Sauerland noch keine Kartoffeln! (wdg)

⁵ Diese unerquicklichen Zustände wurden erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) grundlegend geändert. Da erst wurden auch aus den Leibeigenen „Menschen“! Im Oktober 1807 erließ er eine Verordnung, daß „mit dem Martinstage 1810 alle Gutsuntertänigkeit in unseren sämtlichen Staaten ein Ende hätte; daß es seit diesem Tage nur noch freie Leute geben sollte“! Aber diese Zeiten lagen ja noch reichlich fern.

— — — — —
In Schmallenberg glaubte Hans Burghardt sich sicher.

In einer Schenke logierte er sich ein.

Er schüttete einen Schnaps auf den anderen verbissen in sich hinein. Und als er genug hatte, ging er milden Schrittes in seine Schlafkammer hinauf.

Dort rang sich ein tiefes Stöhnen aus seiner Brust. Er meinte, das Herz müsse ihm brechen; so weh war ihm in der Brust. Müde warf er sich auf die Bettstelle nieder. Und er barg seinen wirren Kopf in den Händen.

So müde, so scheußlich müde fühlte er sich vom Wirbel des Lebens, dessen Unrast ihn allmählich zermürbte!

[52] O Gott, sollte er denn nie zur Ruhe, sein Herz nie zu Glück und Frieden gelangen —? Nie —? N i e — —??

Der Lichtstrumpf blackte, brannte ab. Es war sehr kalt in der Kammer, um deren Ecken der Schneewind daherfauchte. Hans Burghardt fror bis ins Mark.

Mechanisch entkleidete er sich, ging er zu Bett.

Ein alles vernichtender Grimm durchwühlte sein Herz, tötete auch das Letzte, was gut und edel darin war.

Nur einen Gedanken kannte er noch: Wie kann ich mich rächen an Elisabeth Thoniers? Wie soll ich mich rächen —??

Aber schwer wie Blei fiel ihm inmitten des Sinnens der Schlaf in die Augen. Seine Gedanken verspielten sich leise, lösten sich auf und verschwammen.

Der Morgen schickte sein erstes fahles Licht in die Kammer, als Hans Burghardt erwachte. Sobald er einen klaren Gedanken zu fassen vermochte, sagte er: „Ich hätte mein Leben für dich gegeben, Elisabeth Thoniers! Deinetwegen hätte ich mich binden, zu Boden werfen und brandmarken lassen! — Du aber hast mich verschmäht. — Gut denn, wenn dir meine Liebe nicht angenehm ist, dann nimm meinen Haß, schöne Hexe, und — — —,“

Hans Burghardt erschrak vor dem eigenen Worte.

„H e x e — —?“ fragte er sich dann. Ein teuflisches Flackern glomm aus in seinem düsteren Blick.

„Hahaha! Narr, der ich war, um deine Liebe zu betteln! Ich habe mich sogar schon prügeln lassen für ein paar Küsse, die ich dir stahl ... Doch nun kommt meine Vergeltung! Ich schwöre bei allem, was mir heilig ist: mein willst du nicht sein, du reizende Hexe, — und dem anderen, dem Jörg, wirst du niemals gehören! **[53]** Haha, ja, so ist und so wird es, auch dann, wenn ich selber dafür in die Verdammnis muß! Ich könnte es ja nimmer ertragen! Nein, ich könnte es nimmer ertragen!“

Hier brach der Unheimliche ab. Er blickte zum Fenster hinaus in das Wogen der fallenden Flocken.

Und indes seine Augen düster erglommen, sprach er mit dumpfer Stimme:

„In dieser Stunde breche ich alle Brücken hinter mir ab. Nun werfe der Teufel das Los über mich und Jörg und dich, liebliche Hexe, jedem nach dem, was ihm gut ist: dein Los, du Hexe, ist der Feuertod; auf Jörg wartet der Galgen, der in Oberkirchen so gruselig ragt, und mein Los ist das Leben und die goldene Freiheit!“

Der Unheimliche zitterte am ganzen Leibe.

Bald fuhr er fort:

„Weil auf mich dieser Hohn und diese Demütigung fiel, nachdem mich deine Anhänger schon einmal blutig geschlagen, so treffe dich, gefährliche Hexe, der Fluch dieser Stunde! — — Dieser Tag gehört dir, mit all dem Elend, all dem Jammer, den er mir schon gebracht hat, — aber auch über dich bringen wird und alle jene, die du liebst! Und dann gnade euch Gott!“

Die Zeit flieht dahin, und nichts bleibt bestehen.

Die Menschen altern und sterben. Und Kinder treten ins Dasein. Krankheiten und Heimsuchungen von oben schleifen sich ab am Rande der Zeit. So ist und bleibt es göttliches Wollen.

[54] Ja, die Zeit, die die Herzen löst und verbindet, die das Glück verweht und den Schmerz überdauert, rast unaufhaltsam von dannen. Sie reißt die Zukunft hinein in die Gegenwart und wirft diese achtlos zur Vergangenheit. — Sie macht Widerwärtigkeiten erträglich und ebnet Elisabeth Thoniers die Wege zum Glück.

— — Oder reißt sie ganz unversehens eine unüberbrückbare Kluft zwischen sie und ihren Geliebten —?

Wer weiß es? Die Zukunft ist dunkel.

Ja, diese Zeit! Sie mag die menschlichen Verhältnisse berühren, mag sie zerstören im Laufe der Monde, der Gang der Natur bleibt, wie Gott ihn bestimmt hat. Alles geht unerschütterlich seinen Weg. Der Winter verfliegt. Und der Frühling kommt. Aus der Todesstarre des Winters erwacht die Erde zu tausendfältigem Leben. Die Blumen sprießen. Und die Bäume grünen. Und das herrliche Auferstehungswunder in der Natur hält Blicke und Sinne des Menschen gefangen.

Und mitten in diesem ewigen Wechsel steht der Mensch mit seinen unzähligen Nöten, seinen Sorgen, seinem Schaffen, seinem ganzen Schicksal ...

Anno 1630, am hochheiligen Osterfeste, tauschten Elisabeth Thoniers und Jörg Henneke den Verlobungskuß. Und wohl selten hat eine Braut ihn mit dem Erwählten inniger gewechselt als die glückliche Elisabeth!

*

Der Henneken-Bauer und sein Junge, der Jörg, waren auf der Heide wieder zur täglichen Erscheinung geworden. Sie rodeten dort vom Grauen des Morgens bis ins Dunkel der Nacht.

Aber sie waren es nicht mehr allein.

[55] Durch die Belehrung des Alten hatte sich eine ganze Reihe Gleichgesinnter eingestellt, die alle dem gleichen Ziele zustrebten.

Die Erfahrung lehrte: daß hier jegliche Früchte gediehen; am besten wuchs jedoch der Roggen.

Ach, diese Bauern! Manch einer schüttelt den Kopf.

„Wozu nur das viele Land?“ hört man hin und wieder immer noch fragen. Man hat eben noch nicht vollständig begriffen, was der Henneken-Bauer gesagt hat, will nicht verstehen, daß hier der Grundstein gelegt wird zu einer gesunden Aufwärtsentwicklung des bäuerlichen Wohlstandes, der doch am Ende alles Müehens stehen soll.

Gut Ding will Weile haben; hier auch.

Denn die ganze Heide lag dürr und tot, brachte bis dahin nichts hervor als Wacholder und Ginster; erst als ein klarer Kopf die Bauern auftrieb, wurde es anders.

Da wurde die Heide zum Leben erweckt!

Wenn nun Tag um Tag die Feuer auflohten, so geriet dadurch zwar die Welt nicht in Brand, — bewahre! — aber die Menschen wurden aufgerüttelt, geweckt. Eine n e u e Z e i t brach herein. Und mit den Jahren würde es sich zeigen, was gut oder faul daran war. Es hieß: W a r t e n !

Zu seiner Befriedigung gewährte der Henneken-Bauer den regen Fleiß vieler Bauern. Jene hatten eben denken gelernt. Und sie sagten sich: Vielleicht lohnt es sich doch der Mühe,

wenn wir nachher ein Feld besitzen, auf dem wir auch etwas überflüssiges Getreide, Rüben und Kartoffeln einheimen können ...

— — — — —

Es ist eine unwiderlegbare Wahrheit:

W o immer der Mensch erst zum Menschen w a r d, [56] w o er die Anfänge der Kultur errang, da wirft die Erinnerung ihre Wurzeln aus ... Und jenen Ahnen widmen wir heute unsere Ehrfurcht!

Die Heimat wuchs; sie wuchs den Alten aus den Schwielen der Hände! — Und der Himmel gab seinen Segen dazu.

Die Heide verschwand immer mehr. In grauen Nebeln, in blasser Sonne, in milden Tagen des Winters wich sie zurück und machte Sommern voll Aehrenwind Platz!

Die Heide gab alles, was die Ahnen begehrt: Gnade und Frieden, Erbe und Zukunft, Geschlecht und Heimat! Geschenk und Pflicht! Und die Ahnen waren Knecht und König in ihr!

„Nur in der Arbeit in Heide und Wildnis wird uns der Frieden!“ ermunterte der Henneken-Bauer die anderen.

Aber war d a s der Frieden —?

Nein! Für euch, ihr Alten, gab es das nicht! Denn immer noch stand der Fluch der Leibeigenschaft über euerem Geschlecht!

Aber wir bejahen euer Leben als solches, weil ja aus euerem Leben das unserige entsprang; — wir bejahen euer Leben aber doppelt eures Tuns, eurer geschaffenen Werke willen, welche u n s e r e fortzeugenden Taten bedingen!

Wir grüßen euch heute, ihr sehnigen Gestalten, die ihr mit derben Fäusten pflügend und säend die heimische Scholle aus dem Schlafe der Urzeit geweckt und bebaut habt!

Wir grüßen euch voll Anerkennung und Dank, als das Vor- und Urbild des Bauern in unseren Gefilden!

*

[57] Potztausend! Es kamen Zigeuner, Wahrsager ins Dorf!

„Man soll dem Volke nicht trauen“, sagte der Henneken-Bauer. „Glaubt mir, nicht umsonst haben die Alten dieses Pack aus den Dörfern vertrieben! Unsere Alten erkannten in gesundem Instinkt die wahre Natur dieses Volkes. Also gibt es nur eins: wir treiben sie weg, ehe es dunkelt!“

Und so geschah es.

Mochten die Weiber auch schimpfen, die Männer auch fluchen, sie m u ß t e n das Dorf verlassen!

Als die ungeladenen Gäste weit genug waren, die Dörfler zurückkamen, da hatte sich auf dem Konyneckshof alles versammelt: Männer, Frauen und Kinder.

Und Korbmachers Oskar, der weitgereiste Mann, öffnete den zahnlosen Mund. Alles ward still.

Mit großsprecherischer Geste hub er an: „Geheimnisvolles Volk, diese Zigeuner! Ja, was sage ich denn bloß: viel bestaunt sind sie, aber noch mehr bescholten. In der Hauptsache lebt diese Bande nur vom Betrügen und Stehlen. Gewiß, es gibt tatsächlich reiche Leute darunter, so reich, daß sie ein ganzes Dorf zu kaufen vermöchten, — und solcherart Arme, die nach vorhergegangenen Seuchen verendete Tiere ausgraben und heißhungrig verzehren.“

„Nicht so übertreiben, Oskar!“ rief der vierschrotige Köster. „Man fühlt es, wenn du lügst. Aber sonst erzählst du ganz gut. Sprich weiter!“

Ein allgemeines Gelächter kam auf.

Da stieg Oskar der Zorn in die Schläfen.

„Leute, ich schwöre bei allen dreihundertfünfundsechzig Heiligen: was ich sage, ist wahr! Ich bin zu weit durch die Lande gekommen. Ich habe Deutschland, Oesterreich und Italien⁶ durchwandert. Habe [58] manches gehört und gesehen, wovon ihr keinerlei Ahnung habt. Ja, was sage ich denn bloß: die Zigeuner, ein Volk ist das, dessen Kinder zu Tausenden den Weg in die Gefängnisse und zum Galgen gehen ... Ich glaube, es liegt ein Fluch auf dem Volke, da es zu solchen erschütternden Schicksalen verdammt ist ... Aber es ist auch ein Volk, dem die Welt die Hände hinhält, um sich weissagen zu lassen ... Ein Volk, an dessen Gezelten sich zu nächtlicher Zeit schon unglückliche Fürstinnen einfanden, um bei dem jubelnden, herzerreißenden Spiel ihrer Geigen Trost zu suchen und auch zu finden! — Ja, das ist wahr!“

„Wi — wissen sie denn wirklich die Zukunft —?“ erkundigte sich Elisabeth Thoniers. Ihre Augen leuchteten heiß.

„Ja, das ist sicher! Was sage ich denn bloß: ich hab's ja selber erfahren. Als ich damals in Oesterreich war und die ungarische Pußta durchwanderte, da hat mir am 18. September 89 eine schwarzhaarige Alte gesagt: Gehe unverzüglich nach Hause, junger Mann; heute morgen ist dein alter Vater gestorben ... Ja, das hat sie gesagt. Es war leider zu wahr!“

Oskar legte eine wirksame Pause ein. Dann fuhr er fort:

„Aber glaubt mir, Leute, ihr tut gut daran, wenn ihr euren Kindern Mißtrauen vor diesem Volke einflößt; — ihr bewahrt sie somit vor Schaden und mancher bitteren Enttäuschung.“

Damit wandte sich Oskar, dieser weitgereiste Mann, der sogar zu lesen verstand, und ging heim.

„Hm, hm, ihr braucht ihn bloß von hinten zu sehen, tun die Würden und Vorzüge zu ahnen, mit welchen ihn der Himmel bedacht hat“, sagte Köster, der ein Witzbold war, und der ob seines glitzernden Spottes, [59] welcher aber immer ein Fünkchen Wahrheit enthielt, die Lacher stets auf seiner Seite hatte. Aber die Achtung vermochte er Oskar niemals zu rauben!

Der Oskar war nicht dumm. Er hatte etwas erlebt! Dies gab der Henneken-Bauer zu bedenken. Und er schloß mit den Worten: „Ehre, wem Ehre gebührt!“

Elisabeth Thoniers konnte nicht schlafen.

Sie warf sich von einer Seite auf die andere. Es half nichts. Dann versuchte sie, die Augen gewaltsam zu schließen, sich zum Schlafen zu zwingen; es war ohne Erfolg.

Ein gesichelter Mond hing am Himmel; im stetigen Gleichmaß durchschnitt er zerrissene Wolken.

Elisabeth wachte. Stunde um Stunde. Und als ihr der Schlaf endlich die Augen schloß, da war's nur ein dünner, zerbrechlicher Schlaf, der ihr beschieden ward; er wurde von jeglichem Geräusche gestört.

Dankbar und doch mit stiller Bangigkeit begrüßte sie den anderen Morgen. Es war ihr längst klar: Heute sollte sie ihre Zukunft erfahren ...

Kurz vor Mittag war es. Da trat eine Zigeunerin in zerschlissenen Schuhen, zerlumpten Gewändern über die Schwelle. Das lose, pechschwarze Haar hing ihr über den Rücken.

Die Alte bettelte um Brot und Fett. Elisabeth gab ihr reichlich, was sie beehrte. Dann fragte sie hastig: „Könnt Ihr mir weissagen, Frau —? Ich möchte gerne etwas über meine Zukunft erfahren, wenn's Euch nichts ausmacht.“

[60] Da sah die Alte dem Mädchen lange in die leuchtenden Augen; sie studierte die Linien ihrer Hände und sagte: „Fleckenlos wie das Licht ist dein Leben. Und ruhig und klar.

⁶ Zu der Zeit zu der dieser Roman spielt, hätte niemand diese Aufzählung von Ländern gebraucht. Der Begriff Deutschland, wenn er überhaupt gebraucht wurde, schloss Österreich und die damals zugehörigen Länder ein. (wdg)

Doch nun laufen bei dir die verderblichen Wege von Gut und Böse zusammen. Der Himmel hat dich bis heute vor einem riesigen Unglück bewahrt. Die Lebensregel, nach welcher sich deine Geschicke ergeben, ist aber so: wenn sich der Liebe Hindernisse in den Weg stellen, so wird sie oft zum reißenden Strome, der alles mit fortreißt. Du weißt noch nichts von den Stürmen der Leidenschaft, die die Vorsätze der Menschen lähmt und alles Wollen wie Spreu in die Winde führt. Du bist ja noch ein Engel an Unschuld! — Aber wehe! Es wird einer kommen, der dir wie ein Dieb in der Nacht die Ehre stiehlt und den Frieden ... Und Gott sei dir gnädig im Dunkel dieser Nacht, wann die Stunde der Geister gekommen ist und wenn Zauberkräfte entfacht sind, die die Pläne und Hoffnungen der Menschen verwirren! — — Möge dir die Erkenntnis bleiben, daß wir diese Erde lieben sollen, wie sie auch sein mag, denn sie ist eine göttliche Erde!“

Elisabeth Thoniers war gänzlich verstört.

Ohne einen Gedanken fassen zu können, sah sie der Schwarzhaarigen nach. Was hatte diese Alte gesagt —? Sie wußte es nicht mehr. Es war ihr alles durcheinander gekommen. Sie war jetzt nicht klüger als vorher. Nur eines hatte sie behalten: sie sollte diese Erde lieben, wie sie auch sein möchte, denn sie sei eine göttliche Erde ...

Aber etwas blieb in ihr haften: eine unerklärliche Furcht, das Ahnen eines bitteren Verhängnisses, welches Fluch und Verderben im Gefolge hatte ...

[61] Und das Mädchen bereute, was es getan hatte.

Die Prophezeiung der Alten warf zwar ein neues Licht auf ihr Dasein, — aber dieses Licht war verwirrend. — Und sie konnte darin ebensowenig unterscheiden wie in völliger Dunkelheit ...

Von Jörg aber und seiner Liebe und ihrem späteren Glück in der Ehe hatte sie gar nichts gesagt. — Und gerade davon wollte sie doch etwas hören!

Warum schwieg sich die Alte da aus —?

Es war sicherlich nichts Gutes, was sie wußte, denn sonst hätte es dieses Weib doch gesagt. Und der Korbmachers Oskar hatte es ausdrücklich gesagt: sie wüßten die Zukunft ...

Eine heinliche Angst senkte sich wie ein schwerer Alp aus des Mädchens Brust, daß es kaum zu atmen vermochte.

Jetzt möchte sie so gerne glauben, was ihr Vater gestern abend sagte: Oskars Worte wären ja Unsinn; die Zigeuner wüßten überhaupt nichts als: wo sie gestohlen hätten und sie es demnächst vorhätten. Wahrheit sei: wir alle irrten durch die dunkelen Lebensstuben, darinnen alle Türen offen stünden; — das Morgen sei dem Menschenblick verborgen.

Elisabeths Hoffnungen ertranken eine nach der anderen in dem Geheimnis jenes Weibes, das ihr den Schleier vor der Zukunft wegriß. Und hundert Meilen vor ihr lief das Glück ... Unaufhaltsam, — unaufhaltsam; — es war nicht einzuholen!

[62]

7

Der Tod ging hin durch das blühende Land.
Er schlich und suchte und fand.
Seine laufende Sanduhr ist jedem bekannt,
Desgleichen die Sense in der knochigen Hand.

— — — — —
So wanderte der Hagere durch das blühende Land,
Und schlich — und suchte — — und fand. — — —

Unsere Ahnen verfügten über mancherlei Wissen. In ihren Erkenntnissen keimte noch das Unendliche im Endlichen, jenes im tiefsten Sinne nützliche Wissen um die Heilkraft der Pflanzen.

Leider verlor die immer „moderner“ denkende, empfindende, handelnde Welt diese Erkenntnis der Ahnen mehr und mehr. — Die Zeit verträufelte darüber ins Meer des Gewesenen ... Und nur der Wissende, der Intellektuelle, welcher durch langjährigen Schulbesuch vom Baume der Erkenntnis gegessen, dessenungeachtet aber dem Baume des Lebens oft fremd blieb, verfügte noch in etwa über das Wissen, das unsere Ahnen besaßen. Aber auch dieses Wissen verflachte allmählich, erlosch in dem Maße, wie die chemische Wissenschaft zunahm — und schließlich nur noch wenige Auserwählte verblieben, die dieses Schatzkästlein besaßen. —

Es war gut verständlich, daß Volpert Thoniers viel auf die Kräuterliese hielt. Er verdiente manchen willkommenen Groschen bei ihr. Die beiden bereiteten Salben und Tränke für's Vieh, — aber auch manche willkommene Labe für Menschen, die, im Fieber glühend, verzweifeln wollten.

Wie es aber hin und wieder verlautete, konnte die [63] Liese noch mehr. Sie verfertigte sogar Sprüche unter die Haustür, die aus allerlei geheimnisvollen Zeichen und Sinnen bestanden, die die bösen Geister „verbannten“ ...

Aber man sagte solches nicht laut, obwohl es fast jedermann wußte. Denn es war eine gar böse, gefährliche Zeit, wo „jemandes“ leicht unter die Hexen geriet ... Die Liese aber war alles andere als schön; sie lief nicht die geringste Gefahr, daß ein Mann sie begehrte. Und das war immerhin ein Schutzbrief.

*

Hans Burghardt war ein unseliger Mensch! Seit seiner damaligen Abreise, wo er den Konyncsken Hof mit Schimpf und Schande verlassen mußte, fand er wohl zunächst Ablenkung durch die Neuigkeiten, wie die Stadt sie ihm bot. Allmählich aber kam die Begierde nach der Liebe des Mädchens, das ihn verschmähte, wieder an die Oberfläche all seines Sinns und Trachtens. Je ferner er von ihr weilte, desto verlockender und lieblicher malte er sich die Reize des Mädchens stetig von neuem aus. Ihre hehre, hohe Gestalt, der feste, furchtlose Blick ihrer tiefblauen Augen, ihre roten, sanftgeschwungenen Lippen, ihr reines und rassiges Antlitz erhoben sich immer wieder von neuem vor seinem geistigen Auge.

Er hatte geglaubt, vor Sehnsucht nach Elisabeth verschmachten zu müssen, als er ihr jenen Brief schrieb.

Aber als er dann kam, sich der Liebe des Mädchens als ein trunkener Halbgott zu sichern, jedoch auf solche Weise empfangen wurde, da schwand all sein träumerisches Denken. Seine Gefühle wechselten dann mit den Stunden. Bald gab et sich stürmischer Leidenschaft hin, bald dem Haß, bald tierischer Begier. [64] — Das Mädchen aber wurde für ihn nur noch schöner begehrllicher, geheimnisvoller, wohl wert, es zu besitzen.

Der Haß aber behauptete in seinem Herzen die Oberhand.

Hans Burghardt hatte gehandelt.

Das Patrimonialgericht in Oberkirchen war informiert.

Ein anonymer Brief bezichtigte Elisabeth Thoniers des teuflischen Lasters: der Zauberei ... Es sei nicht zu begreifen, so stand geschrieben, daß sich Wolken und Erde noch nicht aufgetan hätten, um diese „behafete Uebeltäterin“ zu verschlingen! Aufgabe des „Churfürstlichen Hochgerichts“ würde es sein, die nachts auf einem Ziegenbock reitende „Hexe“ besonders in der Nacht von Donnerstag auf Freitag unter geneigte Obacht zu nehmen; so sei sie leicht zu überführen.

Wenn diese „Behafete“ schon so gottverlassen sei mit dem Teufel einen „Pakt“ einzugehen, so sei es Aufgabe des „Churfürstlichen Herren Richters“ der weiteren

Schädigung an Häusern und Menschen und Vieh durch diese Hexe Einhalt zu tun und die Allgemeinheit vor solchen Teufelskünsten zu schützen ...

Hätte der erbärmliche Denunziant unter diese, dem „Churfürstlichen Hochgericht“ zugegangene Anzeige seinen Namen gesetzt, so hätte das Schreiben genügt, Elisabeth Thoniers ohne weitere Umstände gleich zu verhaften.

Aber der erste blinde Wahn in der Verfolgung der vermeintlichen „Hexen“ war schon vorüber. Langsam kam die Vernunft auf. Hätten sich die Richter genau an die geltenden Vorschriften gehalten, so hätte jene Denunziation Elisabeth Thoniers keinerlei Schaden getan.

[65] Der derzeitige Coadjutor und spätere Erzbischof Ferdinand (Ferdinand von Bayern!) hatte am 24. Juli 1607 für das Erzstift und das Herzogtum Westfalen eine neue Hexenordnung erlassen, welche erhebliche Vorsicht und Milderungen befahl.⁷

Diese Ordnung von 1607 wollte den Hexenprozeß, da er erfahrungsgemäß gewöhnlich zum Scheiterhaufen führte, auf eine möglichst einwandfreie Grundlage stellen. Auf ein bloßes Gerücht hin konnte der Richter das Verfahren nicht aufnehmen. Auch war es den Behörden untersagt, leichtfertige Anzeigen wegen Zauberei weiterzugeben, beziehungsweise gar darauf einzugreifen. Ebenfalls verlangte diese „Ordnung“, daß Denunziant und Beschuldigter bis zum Austrag der Sache in Haft bleiben sollten.

Ferner war vorgesehen, die Ursache der Denunziation (ob etwa Haß oder Feindschaft) festzustellen, — zweitens: daß ein bloßer Verdacht nicht genüge, — und drittens: den Leumund des Beschuldigten durch zwei einwandfreie Zeugen, die der ganzen Sache unparteiisch gegenüberständen, zu erweisen. —

Ebenfalls hatte der Coadjutor in seiner „Ordnung von 1607“ verfügt: daß die peinliche Befragung (Folter) ganz dem Ermessen eines vernünftigen Richters anheimgegeben werden sollte. Derselbe möge entscheiden, ob die „peinliche Befragung“ oft oder wenig, hart oder linder angewandt werden solle. Wenn die diffamierte Person in der Folter ihre Schuld bekannt habe, nach derselben aber wieder leugne, so sei die „peinliche Befragung“ zum zweiten Male angebracht; würde aber auch danach und selbst zum dritten Male nach der Tortur wieder geleugnet, was in der Folter eingestanden worden sei, dann dürfe die Folter nicht mehr zur Anwendung kommen! Solche **[66]** Fälle seien dem gnädigsten Herrn — (Erzbischof) — zur Entscheidung vorzulegen. Und dieser habe zu entscheiden, ob der Verhaftete entweder ohne Vorbehalt freigesprochen oder des Landes verwiesen werden sollte. — — Es sei doch immerhin besser, wenn ein Schuldiger absolviert, als wenn ein Unschuldiger verurteilt würde.

*

Das Patrimonialgericht in Oberkirchen tagte.

Da wurde in Gegenwart der Schöffen Rat gepflogen, wie diese anonyme Beschuldigung der Elisabeth Thoniers aufzufassen sei. Und das Gericht faßte dann „aus besonderen Gnaden“ den unglücklichen Entschluß: daß der hartherzige Vogt, welcher mit unerbittlicher Strenge und Grausamkeit die „Zehnten“ eintrieb, sich des näheren um das Leben der diffamierten Person umtun sollte. Derselbe solle dann nach „ergangener Resolvierung dem Churfürstlichen Fiscus seine Ansicht über die vorliegenden Anschuldigungen publizieren“.

Im Dorfe sprach man dieses und jenes.

Es gab wohl einige Vertraute, die um das Spionieren des Vogtes unterrichtet waren. Es wurde schon hier und da geflüstert, daß Elisabeth Thoniers eine „Behaftete“ wäre ...

⁷ Seibertz, Urkundenbuch zur Rechts- und Landesgeschichte des Herzogtums Westfalen, Band II, Nr. 1038a.

Elisabeth Thoniers war sehr schön! Weit in der Runde gab es keine Frau, die ihrer Anmut auch nur annähernd gleich kam!

Das hatte auch der Vogt bald erkannt.

Und wie stand es mit dem Henneken Jörg —?

Dem strahlte das Glück aus den Augen! Das beseligende Wissen, Elisabeth ganz zu besitzen, hatte einen Menschen aus ihm gemacht, der alles vermochte, — [67] der aus der Liebe des Mädchens wie aus einem Borne der Jugend Kraft und Gesundheit und Leben trank.

Der Vogt stellte fest:

Erst ganz kürzlich mußte Jörg Henneke aus dem Zaubertrank der „Hexe“ neue Jugendkraft, ja selbst eine wahre Verjüngung geschöpft haben. So stattlich und stolz und jugendfrisch schritt er daher ...

Und was gab es sonst noch im Dorfe —?

Einer Kuh auf dem Konyneckshofe stockte die Milch. — — Und den Kösterschen war eine Geiß eingegangen ...

Da sich aber die Augen des Vogtes an dem ausgesprochenen Liebreiz des Mädchens entzündet hatten, fühlte er selber etwas wie Mitleid mit ihr. — —

— — Es wäre zu schade, wenn ein solches Mädchen ein Opfer des Scheiterhaufens würde! So dachte er bei sich.

Und der Vogt beschloß, dieses Mädchen zu retten! Er war überzeugt, daß die ergangene Anzeige ganz wertlos sei; ja, er vermutete sogar die Wahrheit, daß die Denunziation vielleicht von einem zurückgewiesenen Liebhaber erfolgt sei.

Also wollte er ein Uebriges tun, um dieses Mädchen zu retten. Nur eine Bedingung würde er stellen. — — Und daß Elisabeth diese erfüllen wurde, daran war gar nicht zu zweifeln.

Gewiß, Elisabeth würde sich geben!

Der Vogt dachte mit wollüstigen Lächeln daran, daß er das Leben vieler schöner Frauen in seiner Hand hielt. Und manche hatte es unter zuckenden Liebkosungen von ihm als Geschenk dankbar entgegengenommen. War denn etwas Größeres zu geben —?

*

[68] So kam der Tag, an welchem der Vogt mit widerlichem Lächeln der armen Elisabeth Thoniers entgegentrat.

Das Mädchen, welches nichts Gutes ahnte, erblaßte bereits, als ihr der Vogt seinen Gruß entbot. In ihren Schläfen begann das Blut schmerzhaft zu hämmern.

„Nun, Elisabeth, warum lächelst du nicht —? Die Welt und das Leben sind doch so gut und so schön“, sprach der Vogt und streichelte leise die bebende Rechte des Mädchens.

„Was wollet Ihr hier?“

„Oho! Nun nicht so stürmisch, Mädchen. Du bist ja heute so blaß. Sahest du sonst nicht blühender aus —?“

„Mag sein, aber warum fraget Ihr danach?“

„Nur zur Feststellung, Mädchen. Aber mich wundert das gar nicht. Das macht nur die Schuld, nicht wahr?“

Elisabeth sah den Sprecher starr an.

„Von welcher Schuld sprecht Ihr —? Ich habe keine andere Schuld, als die, mit welcher alle Menschen vor dem ewigen Richter da oben antreten müssen.“

„Nun, das wird wohl nicht stimmen“, entgegnete der Vogt. „Dein Erblassen verrät dich! — — Läßt dich dein höllischer Freund so bald im Stich —?“

„Herr Vogt!“ schrie Elisabeth auf.

„Ja, ja, Elisabeth, es ist mir wohl bewußt, was ich sage. Auch habe ich dir nicht viel mehr zu melden. Aber wisse es kurz: daß du des teuflischen Lasters, der Zauberei, angeklagt bist und daß du — — —“

Ein schriller Schrei entfloß dem Munde des Mädchens.

„Ja, es ist so. Aber du hast Glück, Mädchen, daß [69] ich diese Sache in die Hand nahm. Ich komme als ein guter Engel zu dir. Ich bringe dir alle Güter der Welt, die du begehrt: erstens das Leben; zweitens guten Namen und Ehre; drittens irdischen Besitz und deine Freiheit! Wünschst du noch mehr?“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! Herr Vogt, das alles habe ich ja zeitlebens besessen!“

„Ganz recht, ja, du besaßest das alles einmal! Aber du bist nun als Hexe verklagt. — Das Gesetz verlangt deinen Tod!“

Elisabeth öffnete den Mund, aber kein Ton formte sich auf ihrer plötzlich so trockenen Zunge. Sie starrte nur mit schreckhaft geweiteten Augen auf den Vogt, der eben so entsetzlich schwerwiegende Worte gesagt hatte. Ihre Knie begannen zu zittern. Wie im Froste schlugen ihre Zähne hörbar zusammen. Funken tanzten vor ihren Augen . . . Im nächsten Augenblick sank sie mit einem Aufscheit zu Boden. Vor Entsetzen war sie halb ohnmächtig geworden.

Da war ihr auch schon der Vogt zur Seite, um sie vom Boden aufzuheben und zu stützen.

Kaum aber spürte Elisabeth die widerliche Berührung dieses Menschen, als sie auch sofort wieder zu sich kam, aussprang und mit königlicher Würde rief:

„Zurück! Ich verbiete Euch, mich zu berühren! Ich verachte Euch und bin nie für Euerer Gemeinheit zu haben!“

Vor den flammenden Blicken des Mädchens wich der Elende unwillkürlich zurück. Im Angesichte der Hoheit und ungetrübten Unschuld vor ihm dämmerte dem Schurken die Erkenntnis seiner Erbärmlichkeit auf.

All seine Sicherheit war gänzlich verfliegen. Er entschuldigte sich stotternd, daß er ihr doch nur hätte behilflich sein wollen. Sie dürfe die Dienste der Ritterlichkeit [70] eines Mannes nicht mißdeuten oder gar als Beleidigung auffassen.

Darauf schälte sich Elisabeth aus ihrer eigenen Kälte. In dem berechtigten Stolze eines tugendsamen und seines Wertes sich bewußten Menschenkindes sagte sie:

„Ich bitte Euch, Herr Vogt, daß Ihr Euch der Aufgaben bei mir so schnell als möglich entledigt!“

Diese Unnahbarkeit des Mädchens wurmte den Vogt gewaltig. Er erinnerte sich, daß er doch nicht als Bittender, sondern als Fordernder hierhergekommen war. — Das Leben wollte er Elisabeth bringen; — und das Mädchen behandelte ihn dafür als einen Schurken, der eines Stückes Brot nicht mehr wert ist. Das war zuviel! Die Entrüstung trieb ihm das Blut ins Gesicht. Scharf klang seine Stimme:

„Du scheinst vergessen zu haben, Elisabeth Thoniers, in welcher Absicht ich komme! Du hast mein Angebot über Leben, Freiheit und Ehre nicht richtig verstanden, sonst könntest du mich unmöglich auf eine solche Weise, die für mich beleidigend ist, behandeln. Ich nehme zu deiner Entschuldigung an, daß du mich nachher, sobald du ruhiger geworden, wegen deines unbegreiflichen Betragens um Verzeihung bitten wirst.“

„Herr Vogt, wenn ich bewußt oder unbewußt einem Mitmenschen Verdruß oder Aerger bereitet oder gar Schaden getan haben würde, dann, glaubet mir, würde ich es nie unter meiner Würde erachten, um Verzeihung zu bitten. In diesem Falle aber sehe ich die Notwendigkeit eines solchen Schrittes Euch gegenüber nicht ein! Aber ich bitte noch einmal: entledigt Euch möglichst kurz Euerer Obliegenheit.“

„Gut. Wie du es wünschst. Du weißt also, daß du wegen Zauberei angeklagt bist, nicht wahr?“

Wieder zog Leichenblässe über des Mädchens Gesicht.

[71] „Ihr habt es gesagt, Herr Vogt. Aber es ist Unsinn! So wahr mir Gott helfe und ich in den Himmel kommen will: nie habe ich etwas mit Zauberei zu tun gehabt! Ich schwöre: ich weiß von keinerlei Schuld! Es muß hier ein Irrtum obliegen.“

Elisabeths klarer, offener Blick sprach die Wahrheit.

„So sprichst du. — Aber so sagen sie alle, die wegen des scheußlichsten Lasters angeklagt sind. Das Gericht schenkt den diffamierten Personen keinerlei Glauben. — Die Klage liegt gegen dich vor. Und das Kurfürstliche Gericht muß seine Schuldigkeit tun, wenn nicht einflußkeiche Personen auftreten, die das Einschreiten des Richters verhindern ... Es dürfte dir bewußt sein, Elisabeth, wie die Prozesse auslaufen, — daß das Ende stets der Scheiterhaufen ist ...“

Auf Elisabeths Stirn trat der Angstschweiß; schmerzhaft klopfte ihr Herz.

„O Gott, mein Gott!“ stöhnte sie auf. „Du weißt es ja, lieber Gott, daß ich ganz unschuldig bin! Gib doch ein Zeichen! Rette mich vor dem entsetzlichen Tode!“

„Der Schutz der Menschheit durch die Strafrechtspflege steht über den Sympathien, welche für ein Einzelwesen bestehen können“, fuhr der Vogt wohlberechnend fort. Aber dein Gebet wird erhört werden. Fürchte dich nicht mehr! Ich selber trete nun für dich ein! Ohne mein Wort wird garnichts geschehen — hörst du? — Absolut garnichts! Elisabeth, du sollst deinen Frieden, deine Ehre, deine Ruhe, deine Freiheit behalten! Ich büрге dafür, ja, ich schwöre es dir! — — Aber ich hoffe, daß du mir dafür auch dankbar sein wirst.“

Da sank Elisabeth vor dem Schuft in die Knie. [72] Sie überwand ihren Ekel; sie küßte ihm sogar noch die Hand.

Aha! triumphierte der Vogt. Auch dieses Täubchen wird kirre . . . Sie, die soeben noch den Rauhreif der Unnaharbeit um sich verbreitete, läßt sich zähmen. Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist; ich will die Gelegenheit ausnützen!

„Aber, Elisabeth, nun stehe auf! Fürchte dich nicht mehr! Höre, ich Sorge für dich und hüte dein Glück, deine Jugend! Komm, Mädchen, stehe auf.“

Da schloß der Vogt das weinende Mädchen in seine Arme. Elisabeth wollte ihm erst wehren, ihn zurückweisen, aber sie konnte es nicht. Die Einsicht all des Furchtbaren war zu plötzlich über sie gekommen, — hatte sie mit einer Schwäche belastet, daß sie nicht mehr imstande war, sich gegen diese Umarmung zu wehren. Ihre anfängliche Angst, die sie so meisterlich vor dem Vogte verborgen hatte, machte sich nun geltend. Ein Zittern ging durch ihren Körper. Ihre Schultern beugten sich vor. Sacht lag ihr Kopf an des Vogtes Brust. All der Jammer der Stunde, alle Qual und Not spiegelte sich wider in ihrem Gesicht.

Den Vogt aber erschütterte das nicht im geringsten. Im Gegenteil: nun durfte er hoffen, seinen Triumph auszukosten.

„Elisabeth“, sagte er leise und streichelte ihr Wangen und Scheitel; dann sagte er noch einmal: „Elisabeth!“ In gut gespielter, plötzlicher Aufwallung bog er den schönen Kopf des Mädchens nach oben, küßte sie auf Stirne und Mund; und dann noch einmal.

„Nein, nicht, Herr Vogt“, bat das Mädchen sich sträubend.

[73] „Doch, doch, holde Schönheit!“ widersprach jenes Unhold und küßte sie wieder.

Dafür, daß ich dir jetzt helfe, habe ich aber eine Bitte an dich“, sprach er und wurde zutraulicher.

„Sprecht nur, Herr Vogt. Euere Bitte ist Euch selbstverständlich gewährt, wenn ich sie erfüllen kann.“ „O, ja, meine Bitte ist sehr bescheiden, wenn man bedenkt, daß dir die Erfüllung derselben das Leben, die Ehre und die Freiheit gibt.

— — Du mußt mir zu Willen sein!“

Flammende Röte schoß Elisabeth ins Antlitz. Ein Beben durchlief ihre Glieder. Ihr Kopf sank haltlos vornüber. — Und als der Vogt sich nun anschickte, seinen teuflischen Lohn einzuheimsen, fand das bedauernswerte Mädchen seinen Stolz, seine alte Selbstsicherheit wieder. Sie befreite sich aus des Vogtes Armen, riß die Türe weit auf und schrie:

„Hinaus, scheußliches Vieh! Auf der Stelle hinaus! Ich bereue nun, daß ich Euch angehört habe!“ — Um diesen Preis verzichte ich auf Rettung! Hinaus!“

Vor der Hoheit dieses Mädchens und seinen strafenden, flammenden Blicken erblaßte der Vogt.

Er duckte sich, als erwarte er einen Schlag ins Gesicht. Aber dann pflanzte er sich kerzengerade.

„Es ist gut. Ich gehe!“ sprach der Vogt mit schneidender Kälte. „Aber die Folgen hast du selbst zu tragen! Denn schon in diesem Augenblicke bist du dem Tode geweiht! Jetzt rufe ich es laut in die Welt: Elisabeth Thoniers ist eine Hexe!“

„Mein Leben liegt nur in Gottes Hand! Er wird mich beschützen! Mein Glaube ist so stark; daß er Berge versetzen könnte! — Ich weiß, Gott läßt seine Getreuen nie untergehen; ganz gewiß nicht! Und für Euere teuflische Gesinnung bin ich mir selber zu gut! [74] — Meine Reinheit bleibt ungetrübt, mag meiner werden was da will. Und nun geht! In unserem Hause habt Ihr nie mehr etwas zu suchen!“

Elisabeths Stirn war gefurcht, war unbeweglich, wie aus Stein gehauen. Und ihre Blicke gingen über jenen Menschen hinweg.

„Törin! Du wirst deine Worte noch bitter bereuen!“ Es waren die letzten Worte, die Elisabeth Thoniers vernahm.

— — — — —

Mit aufgewühlten Empfindungen, tränenden Augen und tausend Gedanken des Schreckens blieb das Mädchen zurück.

Sie warf sich über ihr Bett. Ob ihres Elends und der folternden Aengste begann sie herzerreißend zu weinen.

O Gott, o Gott! Was sollte, was würde nun werden!?

In ihren Ohren rauschte das Blut. Und in diesem Rauschen des Blutes glaubte sie die Schreie der Namenlosen zu hören, wie auch die wilden Verwünschungen, die jene über ihre Richter ausstießen, — jener Aermsten der Armen, die vor ihr den entsetzlichen Weg des Feuertodes gegangen waren, und die nun, in den entfesselten Weitem des Herbstes und Winters auf den Flügeln des Windes über die Lande hinreiten sollten ...

Das stetig sich steigernde Entsetzen des Mädchens ward schließlich so groß, daß es wähnte, schon seht in das Reich der Todesgeister eingegangen zu sein. — — Und dann dankte es Gott, daß es von allem befreit war.

Dann aber führten sie wilde Phantasien wieder in die Arme des Vogtes, der leidenschaftlich auf sie einsprach. Verwirrt und ratlos ließ sie seine unlautere [75] Werbung über sich ergehen. Sie hörte eine Stimme: „ich gebe dir alles, Kind, was du begehrt: das Leben, die Freiheit das Glück ...“ Und dann stand Jörg neben dem Unhold; er berührte in raschem Kuß ihre Wange und raunte ihr zu: „Mein Lieb, es ist furchtbar, aber bedenke es wohl, es ist ein Kauf, bei welchem du dich selbst zahlst, — — Unser Glück, unsere Jugend, unsere Ehre, alles ist dann hin!“

Nur eines Trostes war die Aermste sich wie von ungefähr bewusst: der Tod ihrer Mädchenschaft war an ihr vorübergegangen! Das nackte, schmutzige Antlitz des Lebens, welches ihr der Vogt gezeigt hatte, hatte ihr keinen seelischen Schaden getan!

— Ueber dem Martyrium dieses Mädchens wurde es Abend.

Nun kam Volpert Thoniers heim von den Feldern.

8

Elisabeth hatte sich wieder einigermaßen gefasst. Sie wollte ihrem müdegearbeiteten Vater die Nacht nicht verderben. Er bedurfte ja so sehr der Ruhe. Aber Elisabeth hatte es nicht

nötig, bei ihrem Vater zu klagen. Gleich bei seinem Eintritt verhielt er den Schritt und starrte sie an.

Volpert Thoniers blickte in zwei zerquälte Augen, in deren Winkeln die Angst saß. Und er dachte, was ist nur mit ihr? Sie sieht mich ja an, wie ein Tier, hinter welchem die Meute herjagt ... Dann fragte er geradeheraus:

„Was ist mit dir, Elisabeth —?“

Da konnte Elisabeth den Tränen keinen Einhalt [76] mehr bieten. Sie klagte, daß sie krank sei. Ihr Vater möge sie doch ins Bett gehen lassen.

„Aber, Kind, ist es denn ernstlich —?“ besorgte sich ihr Vater. Volpert fühlte nach Elisabeths Puls.

„Ich glaube es kaum“, erwiderte sie. „Laß mich erst einmal schlafen. Mache dir aber keine Sorgen um mich.“

„Nun, dann aber schleunigst ins Bett! Ich bereite dir gleich einen Wermuttrank. Der mag bis morgen erst einmal seine Schuldigkeit tun! Aber morgen früh gehe ich deiner Krankheit bis auf den Grund. Und dann werde ich unter den einhundertundneun Sorten Tee schon die richtige Medizin für dich finden.“

Elisabeth nickte dazu. Mit Gewalt hielt sie an sich. Ach, ihr armer Vater würde es morgen noch viel zu früh erfahren, daß ihr mit Tee nicht gedient war ... Und es war genug, wenn sie allein die endlosen Stunden der Nacht mit Grübeln und Sorgen durchkreuzte.

So dachte Elisabeth Thoniers.

Aber sie sollte sich irren. Zwei Stunden lag sie zwar wach. Dann jedoch fiel sie in einen tiefen, todesähnlichen Schlaf. Ihre Erschöpfung und Mattigkeit waren zu groß; die Aufregungen des vergangenen Tages hatten sie zu sehr mitgenommen.

Volpert Thoniers aber schlief nicht so gut, wie Elisabeth es meinte. — Dieser fluchte heimlich über Jörg Henneke, den er besser zu kennen geglaubt hatte; — welcher nach seiner früheren Ansicht kein Schwächling war, sondern in seiner Brust das gottehrliche Beste zu finden bestrebt sei. Und nun, — nun hatte er die Bescherung! — Ja, was blieb da zu machen —? Nur so schnell als möglich die Hochzeit des Paares. — Aber er würde morgen dem Ehrenmanne Jörg den [77] Kopf zurechtsetzen. Ja, das würde er tun! Und seiner Elisabeth auch. — —

Mit solchen Gedanken schlief der Mann, der sich nun bald Großvater wähnte, schließlich verbissen ein. Und im Traume sah er dann einen munteren Knaben, dem Elisabeth voller Liebe und Hingebung die Brust gab. — —

Aber er freute sich nicht.

Die Sonne hauchte einen wonnigen Frühlingstag über die Welt.

Elisabeth erhob sich. So müde war sie, daß sie glaubte, heute nicht arbeiten zu können. Sie fühlte sich an Körper und Geist wie zerschlagen. Aber sie war ruhiger geworden. .

Die Schreckgebilde des gestrigen Tages schienen ihr heute schon überspannt. Was sollte und konnte denn geschehen —? Sie war ganz unschuldig! — Jene aber, die man als Hexen verbrannte, hatten sich doch selber schuldig bekannt ... Mithin mußten sie auch solche verwerfliche Subjekte gewesen sein, die mit dem Teufel ein Bündnis abgeschlossen hatten! Gewiß doch! Sonst hätten sie sich niemals als Hexen bekannt. — — —

Und sie, — sie konnte doch Ihre Unschuld beweisen!

Arme Elisabeth! Du ahnst ja noch nicht, daß diese „Bekenntnisse“ auf der Folter erzwungen wurden! — — Du weißt nicht, was Daumschrauben, Wippen und Spanische Schuhe⁸ alles an „Bekenntnissen“ aus einem menschlichen Munde herauszuholen vermögen. Aber es ist gut, daß du es nicht weißt!

⁸ Die spanischen Schuhe oder Stiefel, auch Beinschraube genannt, bestanden aus zwei der Form des Unterschenkels angepassten Eisenplatten, die durch Gewindestangen zusammengedrückt werden konnten. Wegen der sehr oberflächennahen Lage des Schienbeins an der Vorderseite des Unterschenkels und der sehr schmerzempfindlichen Knochenhaut, die hier kaum Schutz durch Weichteile hat, konnten mit geringem Aufwand große Schmerzen erzeugt werden. (nach Wikipedia Stichwort „Spanischer Stiefel“) (wdg)

Elisabeths erster Weg führte sie am heutigen Morgen in die Kirche, zum Bilde Unserer lieben Frau.

Am Eingang begegnete ihr schon die reiche Konyncsche, die stolze Rittergutsfrau. — Während diese [78] Frau früher die Gottesmutter um die Fruchtbarkeit ihres Schoßes bestürmt hatte, hatte sie heute für die Erhörung ihrer flehentlichen Bitten gedankt. — —

Das arme Mädchen kniete hier wohl eine Stunde lang. Ihr himmelanstürmendes Flehen mußte die Wolken durchdringen, hin zum Throne Unserer lieben Frau! Die Mutter im Himmel mußte sie erhören! Und sie würde es tun; das war gewiß! Elisabeths Vertrauen war wirklich echt kindlich und grenzenlos.

Getröstet ging sie nach Hause.

Nun konnte sie in Frieden leben!

Der liebe Gott würde sie schützen! Er hielt ja alle Fäden in seiner Hand. Alles, alles machte er weise und gut. Alle ihre kommenden guten und schlechten Tage würde er, genau so wie bisher, morgens auf die Erde schicken; er wurde jedem einzelnen befehlen: „So, nun geh dem Abend zu!“ Und im Schutze dieses guten, großen Gottes konnte eine ganze Welt voll Feinden kommen; — sie alle würden nichts vermögen, so es Gott nicht wollte!

— — — — —
Als es Mittag wurde und Hänchen nicht zu Hause war, setzte Volpert Thoniers seine strengste Miene auf. Er nahm die Hände seiner Tochter in die seinen und sah ihr in die Augen. Aber seltsam: Elisabeth schlug den Blick nicht nieder. Und keine Scham trieb ihr die Röte ins Gesicht. — —

Nanu! Nun war der Alte froh, daß er die Stunde günstig wählte, daß er dem Jörg noch keine Vorwürfe gemacht hatte.

Er sagte:

„So, nun beichte mir, mein Mädchen.“

Da wühlte sich Elisabeth allen Wust und Harm aus dem Herzen, der seit gestern an ihrer Jugend und [79] an ihrem Leben nagte. — — Ihr Vater wurde nun sehr blaß.

In tiefer Sorge um sein Kind ging er zu Jörg. Er weihte ihn in alles ein. Und Jörg knirschte mit den Zähnen.

Drei Personen trugen nun gemeinsam.

Ein ruheloser Tag, — eine von wilden Traumbildern gestörte Nacht; ein neuer Tag in Spannung und Erregung. — —

Nichts geschah! Auch Jörg Henneke machte sich zuerst die größten Sorgen um sein Lieb. Dann aber meinte er, daß das Unheil vielleicht vorüber ginge. Mit Worten, die tief aus edlem Herzen kamen und zu Herzen gingen, tröstete er seine Braut.

Und er erreichte, daß sich wieder ein leises, vertrauendes Lächeln um die Lippen des Mädchens legte.

*

Nun war es richtig Frühling geworden!

Der Mai war gekommen. Er belaubte die Berge und bewaldeten Höhen. Und die Täler übergieß er mit Wonnen. Vergessen ist jetzt die Zeit, da die Natur mit entlaubten Wäldern und welkenden Feldern zur Ruhe ging und wirbelnde Flocken die Luft durchschwirrten.

Aus der Starre des Winters war die Erde zu neuem Leben erwacht. Alles war frisch; alles war grün. Und in Farbe und Duft tausendfältig verschieden, schmückten die Blumen Gärten und Haine, Wege und Wiesen.

Auf dem Klauken Gutshof wurde zur Hochzeit gerüstet. Es sollte etwas Besonderes geben; — eine [80] Hochzeit, wie sie das Dorf noch nie erlebt hätte! So sagte der Junker.

Das ganze Dorf sollte als Gäste zur Hochzeitsfeier geladen und auf das vortrefflichste bewirtet werden.

Der Mai ging langsam seinem Ende zu. Aber kein Sonnenschein übergoldete die Welt. Es regnete unablässig, einen Tag um den anderen. Die Sonne trauerte hinter düsterem Gewölk.

Elisabeth Thoniers hatte sich allmählich wieder beruhigt. Sie glaubte, daß es doch nur leere Drohungen gewesen seien, die der Vogt ausgesprochen hatte. Wie gut, daß ihr Vater und Jörg noch nichts gegen den allmächtigen Vogt unternommen hatten! Jörg hatte anfangs geschworen: er wolle ihm das Genick brechen! — — Aber sie hatte ihm zu bedenken gegeben, seinen klaren Verstand zu gebrauchen; — Mord bleibe Mord! — — Und einem Mörder könne sie niemals gehören! Da hatte Jörg sich gefügt.

So kam nun der letzte Tag des Maimonats heran. Und dieser Tag brachte Elisabeths Verhaftung. — —

Was half es schon, daß Elisabeth sich wehrte, mit Händen und Füßen, — sie wurde gefesselt und abgeführt . . .

Der Wagen, auf welchem sie weggebracht wurde, rumpelte auf der steinigen Straße. Elisabeths Schrei hatte ganz verzweifelt geklungen, aber sie hatte immer noch Hoffnung. Sie dachte daran, daß auf die dunkelsten Nächte bisher noch immer ein Morgen gefolgt war . . . Und der Morgen brachte Sonne und Licht.

Sie war ja noch nicht verloren.

— — — — —

Volpert Thoniers und Jörg Henneke saßen verängstigt beisammen. Was würde — was sollte nun werden — —?

[81] Wie würde das „Churfürstliche Gericht“ über das Wohl und Wehe des unschuldigen Kindes urteilen —?

Aus Morgen ward Mittag; aus Mittag Abend.

Die Dämmerung nahm den letzten Maitag und trug ihn hinein in eine regendurchflutete, finstere Nacht, in welcher Himmel und Wasser sich einten.

In dieser Nacht blieb Jörg Henneke bei dem bangenden Vater. Gewiß aber hätte seine Braut, die arme Elisabeth, seinen Zuspruch und Trost noch weit nötiger gehabt.

Oft schlossen sich in diesen Stunden Jörgs Augen wie im Krampf. Dann tastete er voll unsäglicher Not hinaus in die Nacht. Immer noch vermeinte er, den schaurig und zerreißen-
gellenden Schrei seiner Liebsten zu hören, die man auf dem holperigen Karten davonfuhr. Und immer wieder durchschnitt dieser Schrei wie ein scharfgeschliffenes Messer sein Herz.

Und dieweilen er immer noch hoffte, daß das Gericht *m e n s c h l i c h e r* entscheide als der elende Vogt, harrte Elisabeth im furchterregenden, düsteren Kerker ihres Geschickes.

Volpert Thoniers dachte unentwegt an die vielversprechenden Worte des Jungen: „Geduldet Euch, Vater! Der Vogt ist kein Richter! Nicht dieser Schuft ist dazu, berufen, um über die Schuld oder Nichtschuld unserer Elisabeth zu urteilen! Den Spruch fällt ein anderer Mann. Wißt Ihr, der Richter Trilling hat noch Ehre im Leibe! — Aber selbst wenn das Schlimmste einträfe, dann würde ich Elisabeth noch retten, — auch wenn mein Los die Verbannung oder der Galgen sein würde!“

„Ah, Jörg, befreien! Das ist leichter gesagt als- getan.“

„Vater, ich schwöre es Euch: Ich werde Elisabeth **[82]** befreien, wenn es nottut! Ich kenne nur eine Parole: entweder mit Elisabeth leben — oder mit ihr in den Tod! — — Ein Mittelding gibt's für mich nicht.“

„Ja, und dann, lieber Junge, wenn die Befreiung wirklich gelingen sollte, was dann — ? Ach, ich kann nicht mehr denken. Alles kommt mir durcheinander.“

„Dann, Vater, dann flüchten wir eben. Gottes Welt ist weit und groß; — wir werden unser Glück schon irgendwo finden! Verlaßt Euch darauf!“

„Gewiß, Junge, ich weiß, du meinst es gut. Aber, Jörg, was vermagst du gegen das Schicksal —?“

— — — — —

Am anderen Morgen kam der Henneken-Bauer zu Volpert. Er fragte ihn, wie er die Nacht verbracht, ob er auch Schlaf gefunden habe.

„Ach!“ rief Volpert Thoniers vergrämt, „Jodokus, wie kannst du nur fragen! Wie ich die Nacht verbracht habe —? Sieh hier, sie hat mein Haar gebleicht; — sie hat mich zum alten Manne gemacht! — Sie hat mein Denken durcheinander geschoben, daß ich oft wähnte, nicht mehr Herr meines Kopfes zu sein . . . Jodokus, eine solche Nacht ist der Hölle vergleichbar! — Sie läßt sich nicht beschreiben und läßt sich nicht vergleichen, denn sie hat keinen Maßstab!“

„Armer, armer Volpert!“

„Ja, das magst du wohl sagen. Aber noch ärmer wie ich ist mein Kind, meine Elisabeth, meine Hoffnung, mein Sonnenschein“, weinte der Alte. „Weißt du, Jodokus, ich fürchte, daß sie mit dem gestrigen Tage die Grenze überschritt, hinter welcher es nur noch Trümmer und Elend gibt.“

„Barmherziger Himmel! Davor sei Gott!“

„Wir werden bald Näheres wissen. Jörg ist nach Oberkirchen gegangen, um dem Verhör beizuwohnen. [83] „Vielleicht ist er schon zu Mittag zurück“, meinte Volpert Thoniers.

„Und dann wird er dir künden, daß alle deine Sorge umsonst war. Wir wollen hoffen und beten.“

„Beten —? Jodokus! Wem geschah, was mir geschehen ist, der betet nicht mehr, der flucht! Nein, ich kann nicht beten!“

„Aber nun sei doch verständig, armer Freund! Laß doch mit dir reden. Und beten hilft immer, Volpert, immer!“

„Nein, ich bete nicht! Ich verfluche die Stunde, da ich an den Altar trat, um mich mit Juanita zu vermählen! — — Ich verfluche die Stunde der Geburt meines Kindes! — — Ich verflu — —,“

„Volpert! Um Gottes Barmherzigkeit willen, halt ein! Du bist wahnsinnig geworden! Du weißt nicht mehr, was du sprichst, was du tust! Gott sei deiner armen Seele und deinen Tagen gnädig!“

Ein krampfhaftes Weinen schüttelte den unglücklichen Vater, für welchen es keine Hoffnung mehr gab.

Und der Henneken-Bauer sah ohnmächtig zu.

*

Um diese Zeit stand Elisabeth Thoniers schon vor den Richtern und Schöffen. Das erste Verhör begann.

Jörg Henneke befand sich in der Nähe der Liebsten. Da das Verhör außer der Folter öffentlich war, so war ihm also die Möglichkeit gegeben, daran teilzunehmen.

Der Richter Trilling verlas den wie Hohn klingenden Spruch:

„In peinlichen, verwerflichen Sachen Churfürstlichen Fiscalischen Anwalts, Kläger gegen und wider die diffamierte Person Elisabeth Thoniers, Beklagte, eröffne ich hiermit vor dem Churfürstlichen weltlichen [84] Gericht unter Oberleitung eines Churfürstlichen Commissars das Verfahren!“

Darauf nahmen Richter und Schöffen Platz.

„Elisabeth Thoniers!“ erklang die Donnerstimme des Richters. „Du bist angeklagt des scheußlichen und verfluchten Lasters der Zauberei. — Was hast du zu dieser Anklage und zu deiner eventuellen Verteidigung zu sagen?“

Aller Augen ruhten auf dem schönen blassen Mädchenantlitz. Im Bewusstsein ihrer Unschuld erhob Elisabeth ihre Augen.

„Ich bin gänzlich unschuldig, Herr Richter so wahr mir Gott helfe! Ich weiß von keiner Zauberei.“

Der Richter lächelte schnöde.

„Elisabeth Thoniers, du beschuldigst der Gemeinschaft mit den dunklen Kräften des Abgrunds, die die Heiligkeit und die Größe Gottes zu verhüllen und zu verneinen trachten — — Bekennst du dich zu diesem Dienst.“

„Bei Gott, nein, ich bekenne mich nicht dazu.“

„Besinne dich wohl, ehe du Antwort gibst: es sind die Kräfte des Teufels, in die du verstrickt bist, die dem Menschen Truggebilde vorgaukeln und Wissen und Kräfte, dass sie vermeinen, des Schöpfergeistes vergessen zu dürfen, — im Schutze des Abgrunds andere ungestraft schädigen zu können ... Hast du dich diesen Kräften aus bösem Willen unterworfen —?“

„Um Gotteswillen, nein!“

„Und wie konnte es geschehen daß du dich diesen Teufelskünsten o h n e bösen Willen, aber doch schuldig unterworfen hast —? Sage uns das!“

„O, mein Gott!“ stammelte das unglückliche Mädchen. „Herr Richter, ich bitte Euch bei dem Rechte, welches Ihr das Römische nennt: verurteilt mich, wenn [85] ich schuldig bin! Aber ob meiner wirklichen Unschuld bitte ich: Sprechet mich frei! — Und bei diesem Römischen Rechte fordere ich: meine Ehre! — Meine Heimat! — Mein Recht! — Saget mir offen, wessen man mich beschuldiget, — und ich bin bereit, diese Beschuldigungen zu entkräften und grundsätzlich zu widerlegen!“

Elisabeths Augen flammten.

Und die Herren des Gerichts vergaßen vor Staunen Würde und Amt, bis der Richter mit schneidend scharfer Stimme rief:

„Behaftete, dir ziemt nicht das Wort! Und ich muß dir solchen Ton grundsätzlich verbieten! — Also: Entkräften, — widerlegen! — Und damit ist für dich und deinesgleichen alles gesagt. Du willst also behaupten, daß du dir der Kräfte des Abgrunds bisher nicht bewußt gewesen bist, und daß du diese dämonischen Kräfte niemals zum Schaden anderer angewandt habest, — mit anderen Worten: daß du deinen Mitmenschen an Häusern und Vieh niemals materiellen Schaden zugefügt hast —?“

„Ja, das behaupte ich guten Gewissens!“

Wieder lächelte der Richter.

„Da du doch aber“, fuhr der Richter nun mit bitterem Hohn fort, „offenbar an der Quelle der für andere Menschen verhüllten Erkenntnisse saßest und auch noch sitzt, würde es mich wundern, wenn du von dieser deiner seltsamen Gabe keinen praktischen Gebrauch gemacht hättest. — Denn diese Erkenntnis ermöglicht nicht nur eine Beherrschung der Materie, sie gibt auch Gewalt über den sogenannten Zufall und die Laune des Schicksals. Allerdings gibt es nur wenige Hexen, die imstande sind, sich dadurch ein Glück für dieses Leben zu erzwingen.“

[86] Der Richter sah mit unzarter Neugier in das edle Gesicht des Mädchens; das aber setzte Elisabeth durchaus nicht in Erstaunen. Sie gab zurück:

„Ich verstehe von der ganzen Sache tatsächlich kein Wort.“

„Dessenungeachtet aber wirst du verstehen, warum den Kühen die Milch stockt und die Ziegen eingehen, nicht wahr —? Gib Antwort darauf!“

„Alles das ist nicht meine Schuld. Ich erkenne darin letzten Endes einen ganz gewöhnlichen Vorgang natürlicher Ereignisse. Nichts weiter.“

Da wechselte der Richter mit den Schöffen einen schnellen Blick. Mit den letzten Worten hatte sich das Mädchen, ohne es selber zu wissen, nach Ansicht dieser „Rechtsmenschen“ zu dem verfluchten Teufelshandwerk bekannt.

Jetzt schauten diese Richter in die verlogenen Formeln eines Rechts, das sie das Römische nannten, — mit dem sie die Scholle verschachtelten und das Blut vergewaltigten; — und schon öffnete sich ein anderes Türchen. Der Richter fuhr fort:

„Also du erkennst, wie gesagt, darin nur einen ganz gewöhnlichen Vorgang natürlicher Ereignisse. — Nun schließt aber die Fähigkeit, etwas zu erkennen, die Fähigkeit nicht aus, das Erkannte auch in praktischen Gewinn umzusetzen.“

„Herr Richter, ich kann bei bestem Willen nicht verstehen, was Ihr damit sagen wollet.“

„Hör doch zu, dann verstehst du mich auch. Nun liegt die Sache aber auch so, daß die bloße Absicht, solche Erkenntnisse zu persönlichem Vorteil zu verwerthen, oft ein Versiegen der Erkenntnisquelle zur Folge hat . . . Ich erinnere da nur an die vielen Beispiele von Hellsehern, die außerstande sind, für sich selbst eine [87] nur einigermaßen richtige und nützliche Voraussage zu machen, philosophierte der Richter, an die Schöffen gewandt.

„Wozu aber sollte denn sonst die Erkenntnis taugen — ?“ erklang die freie Frage des Mädchens.

Es folgte eine tiefe Stille im Saale.

„Ah, — einmal gibst du uns das Spiel der Unwissenheit, der Unschuld, — und zum anderen Male sprüht dein Geist aber vor Erkenntnis und Logik ... Das alte Spiel um den Richter zum Narren zu machen, nicht wahr?“

Diesmal blickte aus Elisabeths Augen stumm die dumpfe, verständnislose Frage: Was ist das jetzt — —?

„Gut, ich sehe, du willst Beweise, — sehr wohl, Behaftete, du sollest sie haben! Ich befrage dich noch einmal im Guten: Du weist laut der gegebenen Antworten sehr gut, daß dem im teuflischen Sinne Bereiten Wissen werden kann, wie wohl auch Erkenntnis!? Ja oder nein!“

Elisabeth begann zu weinen. Sie schluchzte:

„Ich war noch nie im teuflischen Sinne bereit! — Und also kann ich es auch nicht wissen!“

„Da hast du die beste Antwort gegeben. Fürwahr! Doch weiter: Hast du die Kuh von Konyneck auf dem Gewissen?“

„Nein!“

„Oder die krepierete Ziege des Köster —?“

„Nein, Gott ist mein Zeuge!“

„Ist das dein letztes unwiderruffliches Wort?“

„Ja.“

„Nachdem du dich vorhin schon in etwa schuldig bekannt hast, ist weiteres gütliches Befragen zwecklos und Zeitverlust. Du ahnest nur zu gut die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen dieser und jener Welt. Du verhöhnst öffentlich den gemeinsamen Ursprung der Dinge und die Allmacht des Höchsten! Dein Dasein ist nichts als ein Sakrileg, eine Ueberlistung des göttlichen Willens! Behaftete, ich dringe darauf, im Namen der Ehrfurcht und Demut, daß du dich besinnest, in den wenigen Stunden, die dir noch zu leben verbleiben, vor Gott auf den Knien zu liegen und Verzeihung deiner schrecklichen Schuld zu erbitten! — —“

Es lag eine bleierne Stille im Saale.

Da sprach der Richter:

„Es wird für morgen früh um neun Uhr auf peinliche Befragung erkannt! Und damit ist die heutige Sitzung geschlossen.“

— — — — —

Und in die abermalige Stille, die wiederum eine Minute lang einsetzte, ertönte plötzlich eine gellende Stimme:

„O, du armer Gott, der du für die Erschaffung dieser verfluchten Richter und Schöffen verantwortlich bist: höre, hier hast du etwas vergessen, die Seele, die bessere Einsicht und Menschlichkeit . . . Hahaha! Es wird für morgen auf peinliche Befragung erkannt! — — Und die durch die Tortur verhörten Aermsten der Armen schreien in ihren schrecklichen Qualen alles heraus, was verlangt wird. — — Ha, der Richter ist ein Esel, daß er die klar zutage liegende Unschuld dieses Mädchens, meiner Braut, nicht erkennt! — Und der Vogt ist ein Lump, der größte Schuft, der jemals die Erde mit seinen Fußsohlen entehrt hat! — Gott soll mich hören! Und auch Ihr alle. Hört, hört: dieser Vogt soll verdammt sein! Er hat meiner Braut einen unzüchtigen Antrag gemacht und von der Erfüllung desselben abhängig gemacht, daß meine Braut nie vors Hexengericht käme. [89] Ha, der Teufel hole euch alle mitsamt euerem verfluchten Römischen Recht!“

Hätte der Blitz eingeschlagen, die Gerichtsherren hätten nicht erstarrter sein können, wie es jetzt der Fall war. Und ehe noch jemand etwas tun oder sagen konnte, erhob die denunzierte Elisabeth ihre tönende Stimme:

„Ja, das ist wahr! Der Schuft, jener Vogt da, versprach mir, wenn ich ihm zu Willen sein wollte, würde er mich schützen, und nie käme ich vors Gericht ... Aber ich habe den Vogt aus dem Hause gewiesen! — Ich bin rein geblieben ... Höret ich bin rein! — Und Gott stehe mir bei, selbst der Vogt mit all seiner Schlechtigkeit und Gemeinheit hat mich nicht zu verderben vermocht! — Da, sehet der Vogt, wie er blaß geworden ist; leset die Wahrheit in seinem Gesicht!“

„Ja, ja, und dafür trifft meine Braut jetzt alles Elend, das sie nur jemals treffen kann! — — Wirklich, Helden seid ihr, ihr Richter und Schöffen. — — Respekt!“ Jörg spukte aus.

Da, auf einmal kam Leben in diese „beamteten“ Menschen. Alle sprangen von den Sitzen empor. Und in der nächsten Minute wurde Jörg Henneke überwältigt und verhaftet.

*

Erst als Jörg die Handfesseln fühlte und abgeführt wurde, kam ihm das klare Besinnen zurück.

Was hatte er getan —?

Er wollte die Liebste retten; — nun aber hatte er sich selber in die Hände der Henker gegeben. Was würde nun aus Elisabeth und ihrem alten gebrechlichen Vater —?

O, Jörg hätte sich ohrfeigen mögen, daß er sich so wenig beherrschen konnte!

[90] Wenn er bisher gehofft hatte, daß er für seine Braut im schlimmsten Falle einspringen könnte, so hatte er sich nun durch sein unüberlegtes Handeln dieses Schutzes und dieser Hoffnung für immer begeben . . .

Es war klar: morgen würde seine Elisabeth alles bekennen, ja „b e k e n n e n !“ Alles würde sie bejahen, was diese verblödeten Richter und Rächer von ihr zu hören begehrten ...

Und dann —? Und dann wartete ihrer der Tod — — —

Jörg Henneke begann, sich in seiner Not die Haare zu raufen, und dann fing er an zu rasen. Er, der da anritt gegen die Festung des Unrechts und die Blutmühlen, welche durch die Gesetzgebung Kaiser Karls V. im Jahre 1532 in Betrieb gesetzt wurden, er, Jörg, stöhnte in ohnmächtiger Wut.⁹

Ah, Jörg war es, als klappe die Erde unter ihm auseinander. Er schrie Er stöhnte Er krümmte sich Und sein Gesicht war zerrissen von wildem Entsetzen

Jörg erkannte die ganze Trostlosigkeit seiner Lage. Und er rang mit allen Mächten; rang mit seinem Schicksal und mit Gott.

⁹ Durch die Gesetzgebung Kaiser Karls V. wurde im Jahre 1532 die Folter in das deutsche Gerichtswesen eingeführt.

„O Gott, wenn du unbedingt ein Opfer willst, gut, dann nimm mich, aber rette Elisabeth!“ flehte er bebend.

Wild schlug ihm das Herz. Tränen brachen aus seinen Augen. — — Er schluchzte. — — Er murmelte den Namen der Liebsten. — — Und eiskalte Schauer schüttelten ihn. — — Seine Erregung lieh ihm Kräfte. — Tatsächlich zerriß er die Kette, die ihm die Hände umschloß.

Tief atmete er auf. Auf das Blut an seinen Händen achtete er nicht. In wilder Wut warf er sich gegen die Türe, daß diese in allen Fugen ächzte und krachte; aber sie hielt!

[91] Schaum trat Jörg vor den Mund. Seine Augen flackerten irre. Was aus ihm ward, das war einerlei, aber Elisabeth sollte aus den Händen dieser Bestien in Menschengestalt befreit werden! — Immer wieder warf er sich gegen die Türe seines Kerkers. Und als seine Verzweiflung den höchsten Grad erreicht hatte, da gab die Verriegelung nach. Ein nochmaliger Anlauf: das Schloß barst!! Jörg Henneke flog hinaus und lag zu ebener Erde. Er war frei! — F r e i — —

9

Ja, Jörg Henneke war frei! Und er lief, als säße ihm das Verhängnis im Nacken. So schnell seine Füße ihn trugen, strebte er dem schützenden Walde zu.

Und von dort lief er eilends nach Hause. Volpert Thoniers sah vom Fenster aus das verstörte Gesicht Jörgs. — Und da wußte er alles.

Ein qualvolles Stöhnen aus seiner Brust, dann sank des Alten Kopf haltlos hinab auf die Brust.

In wirren, abgerissenen Worten erstattete Jörg Henneke Bericht. Die ganze unwürdige Verhandlung gab er haarklein wieder. Jörg verfluchte sein heißes Blut. Er beklagte seine Dummheit, sich nicht besser beherrscht zu haben. Und dann sprach er von seiner Verhaftung. — Das aber dürfe an der Tatsache nichts ändern, daß Elisabeth befreit werden müsse. Er selber würde die Türe des verfluchten Spiekers erbrechen: Und noch in der kommenden Nacht würden sie flüchten; vielleicht an den Rhein.

„Und dann —?“

„Und dann — fragt Ihr, Vater —? Dann sind wir weit genug! Solange ich lebe, werde ich Elisabeth [92] beschützen! Kein Hauch von Ungemach soll je an sie herankommen, wenn ich dies zu verhindern vermag! Ich bin bereit, ihren Frieden mit meinem Blut zu erkaufen, das schwöre ich Euch!“

„Aber danach —?“

„D a n a c h —?“ Jörg sah auf den Alten wie aus weiter Höhe herab. Spott und Mitleid klangen in seiner Stimme, als er erwiderte: „Danach, Vater —? Fragt das ungeheuere Erfülltsein und unser Herz, das keine andere Sehnsucht trennt, als Elisabeth zu befreien, was dann wird, wenn ich nicht mehr bin —? Ich sage Euch, Vater, zwischen dieser und jener Stunde erwarte ich erst das Glück meines Lebens! Und unser Leben ist beschlossen im Willen und Walten des dreieinigen Gottes, der auch unserer Wege Führer sein wird!“

Volpert Thoniers schüttelte den Kopf.

„Ich weiß, Junge, die Stunde wird kommen, wo dieser Handel dich reut. Ihr zwei seid ja stets Sonderlinge unter den Menschen. — Ihr müßt euch verbergen! Ihr seid nichts als ein Wild, das man hetzt ... Die Stunde wird kommen, wo du aufstöhnst: Hätte ich gewußt, was es heißt, in solcher Verbannung leben zu müssen, ich hätte meine Liebe verleugnet ... Denn ihr seid von den Menschen gehaßt und verfolgt, den Gestirnen näher als der Welt! Etwas noch Grausameres kann ich mir nicht denken!“

„Vater, um Gottes Barmherzigkeit willen, wie könnt Ihr so sprechen!? Habe ich nicht schon schwer genug zu tragen?“

„Zu schwer, mein Junge, ja, zu schwer! Aber es muß doch gesagt sein. Mein altes Auge ist so geschärft, daß es Wahrheit und Täuschung zu unterscheiden vermag. Deine Ruhe und Freiheit sind nun gleichfalls verloren. Wenn ich dir zu harte Worte sagte, so [93] geschah das keinesfalls aus Uebermut. Der Ernst meiner alten Tage zwang mich dazu, welcher auch dann noch richten muß, wenn es am bittersten ist.“

Jörg starrte dumpf vor sich hin. Es war ihm so schwer ums Herz., daß ihn nun auch das Denken verließ.

„Ich meine, Jörg, es ist richtiger, wenn du nun die Flucht ergreifst, bevor die Häscher erscheinen, um dich aufs neue zu fassen. Und das kann schon in nächsten Stunde geschehen.“

„Ja, Vater. Aber nicht ohne Elisabeth! Nein, o h n e sie flüchte ich nicht! Entweder mit ihr in die Freiheit, oder mit ihr in den Tod! Ein drittes gibt es nicht mehr.“

„Tue, was du für richtig findest. Aber nun gehe. Versteck dich! Man weiß nicht, wieviel Zeit dir noch bleibt“

„Gut,“ sprach Jörg, „ich werde in der Zeit, die mir bleibt, scharf überlegen. Auf Schleichwegen gehe ich, sobald es dunkel geworden, zurück. Gebt mir alles Geld, was Ihr besitzt, mein Vater wird es gerne ersetzen. — Und wenn es morgen früh tagt, dann möget Ihr wissen, daß Elisabeth frei ist, und daß wir beide in Sicherheit sind. Gott sei Eueren Tagen wie auch den unserigen gnädig!“

Jörg steckte zwanzig Taler in die Taschen, verstaut e während des Redens Hammer und Zange und starken Draht in einem Rucksack, — drückte darauf dem Alten die Hand, und ein Weniges später war er wie vom Erdboden verschwunden.

Es war gegen Abend, als der Vogt mit zwei Flurschützen des Amts im Dorfe erschien, um hier nach dem flüchtigen Jörg Henneke zu fahnden.

[94] **Jörgs Vater**, der Henneken-Bauer, hatte große Augen gemacht und war dann auf die Mitteilungen des Vogtes auf das heißete erschrocken. Sein Sohn verhaftet —? Nein, er konnte sein Ehrenwort geben, daß er seinen Sohn seit dem frühen Morgen nicht mehr gesehen hatte. Und der Vogt war Menschenkenner genug, um zu sehen, daß der Alte wirklich die Wahrheit sprach.

Aber dennoch waltete er seines Amtes, jeder Winkel im Hause wurde durchsucht, um Jörg aufzuspüren. Vom Boden des Hauses bis tief in den Keller hielten die Spürnasen kein Eckchen für unwert, als daß sie es nicht gründlich abgesucht hätten.

Aber all ihre Mühe war hier vergeblich!

Bei Volpert Thoniers jedoch schienen sie mehr Glück zu haben. Der Alte weinte und beteuerte: auch bei Ihm sei Jörg nicht. Eine Haussuchung könnten sie sich sparen.

Das war verdächtig. Wahrscheinlich war der Junge in diesem Hause versteckt. Und der Vogt gab Weisung, das Oberste zu unterst zu kehren. Auch hier war die Suche ohne Erfolg.

Da zog der Vogt mit seinen Getreuen wieder ab.

Aber et schwur: diesen Frechling, diesen Jörg wurde er hetzen, schlimmer als ein Stück Wild! Nicht umsonst sollte ihn der Junge als einen Weiberjäger und Schuft vor aller Welt hingestellt haben!

*

Es hatte aufgehört zu regnen.

Gleichmäßig, undurchdringlich stumpf und düster lag die Nacht auf den Fluren.

Doch horch!

[95] Waren das nicht schleichende, tappende Schritte, die da aus dem Düstern aufklangen — —?

Ja, Jörg Henneke ging auf den Spieker zu, in welchem seine Geliebte eingesperrt war. Und er bangte: Werde ich es schaffen — —? Wird es geraten —?

Wohl hatte er sich Dietriche verschiedenster Art aus dem Draht, den er von Volpert Thoniers mitgenommen hatte, angefertigt. Hatte diese wohlverwahrt bei Hammer, Zange und Feile im Rucksack verborgen. Es mußte bloß alles ohne jegliches Geräusch abgehen! Denn die Nacht war still. Und man hört da sehr weit ... Es war größte Vorsicht am Platze!

Zunächst überzeugte sich Jörg davon, daß keine Wachen ausstanden. Damit hatte er Glück. Anscheinend dachte man gar nicht daran, oder aber man hielt die Gefangene für so sicher, daß ein Entfliehen unmöglich war.

Unverweilt machte sich Jörg an dem kräftigen Schlosse zu schaffen.

Er probierte Dietrich auf Dietrich. Umsonst! Der Schweiß brach ihm aus. Er wurde nervös. Das Schloß widerstand! „Lieber Gott, hilf mir!“ betete Jörg. Und wiederum probierte der Junge die einzelnen Dietriche, ohne Ermüdung, ohne Verzagen. Es mußte gelingen!

Eine halbe Stunde verstrich. Eine Ewigkeit dünkte sie dem so schwer arbeitenden Manne.

Da, endlich klang's: „T a c k!“ Das Schloß war geöffnet!

Ein tiefer Atemzug; dann ein Flüstern: „Ich danke dir, Herrgott! Soweit hast du geholfen, hilf nun auch weiter!“ Aber horch! — Was war das —! Kam da nicht jemand —? Jörg hielt den Atem an, — lauschte. Er [96] drückte sich ganz an die Türe. Seine Augen suchten das Dunkel zu durchdringen.

Weilte hier trotz all seiner Vorsicht ein Späher, so war er verloren ... Und seine Geliebte desgleichen! Aber er würde den Kampf aufnehmen! M e h r wie das Leben konnte man ihm nicht nehmen. — Seine Rechte umkrampfte den Hammer ... Erst wollte er selber zum Mörder werden, ehe er sich jenen Menschen ergab! Denn die Freiheit war alles, — ein etwaiges Ergreifen der sichere Tod ...

Jörg hörte, wie sein Herz schlug.

Er rührte sich nicht. Stand wie aus Stein gehauen. Kalter Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Minute auf Minute verging. — Eine halbe Stunde lief hin. — Nichts geschah. Da setzte Jörg alles auf eine Karte.

Leise, ganz leise versuchte er die Türe zu öffnen.

Verdammt! Die Angeln waren wohl seit Jahren nicht mehr geschmiert; es knurrte entsetzlich, und das Herz wollte Jörg stillstehen bei diesem Geräusch.

Wieder verstrich eine Weile. — Und als nichts geschah, da steckte er das Schloß in die Tasche, damit nicht jemand es einhing, und er selber gefangen war.

Leise, ganz leise rief er: „Elisabeth! — — Elisabeth, wo bist du —?!“

„Jörg, o, Jörg, bist d u gekommen!?“ erklang es in verhaltenem Jubel. „O, nun wird noch alles gut!“

Elisabeth kam Jörg entgegen. zum Glück war sie noch nicht an die Wand gefesselt, was morgen sicher der Fall gewesen wäre. Die Ketten an ihren Füßen rasselten schauerlich. Und ob diesem Geräusch spürte Jörg, wie allsogleich ein frierendes Gefühl sein Gebein durchkältete.

„Jörg, siehe, ich bin in Ketten gelegt“, klagte sie.

„Elisabeth, mein Alles!“ antwortete Jörg. Er küßte [97] Elisabeth flüchtig und nahm sie dann auf seine kräftigen Arme. Behutsam trug er sie hinaus in die Nacht.

Niemand stellte sich den Flüchtigen in den Weg. Eilends strebte der Mann mit der Liebsten auf seinen Armen dem Walde zu — —

Es mußte doch wohl eine Täuschung seiner überreizten Sinne gewesen sein, die ihn bei dem Gefängnis Geräusche und Schritte wahrnehmen ließen. Denn sonst hätte man ihn doch zumindest gehindert oder verfolgt.

Jörg keuchte gar bald unter der Last seiner Liebsten. Elisabeth war eine schlanke, große Person. Und der weite Weg erforderte auch seine letzte Kraft, um das Mädchen in das schützende Dunkel des Waldes zu bringen.

Aber es gelang! Erst unter schützenden Tannen ließ Jörg seine Geliebte ganz sacht seinen Armen entgleiten. — Und da brach Jörg Henneke vor Erschöpfung neben dem Mädchen zusammen.

Gerade solange hielt seine Kraft, bis er Elisabeth in Sicherheit wußte.

Die gänzliche Erschöpfung all seiner Kräfte, die durchkämpfte Erregung und allmählicher Hunger trugen Jörg nun eine so tiefe Ohnmacht ein, daß Elisabeth ihn mit all ihren Liebkosungen und zärtlichen Namen nicht zu wecken vermochte.

Schon dämmerte der Morgen, als Jörg endlich seine Augen aufschlug und verstört um sich sah.

Ein freudiges Erkennen, — ein kurzes Besinnen, — und dann entrang es sich seiner Brust: „Gott sei gelobt! Dank sei ihm, daß wir hier sind! Aber nun, liebe Elisabeth, nun müssen deine Ketten verschwinden!“ Jörg kramte sein Werkzeug aus dem Rucksack. [98] und noch war keine halbe Stunde verflossen, als er die Schlösser gesprengt hatte.

Da hob Elisabeth ihre nunmehr befreiten Arme empor, umschlang den Geliebten, und nun fanden sich die Lippen der beiden in langem Kuß.

Mehr und mehr wich die Nacht.

Plötzlich erschrak Jörg bis ins Herz.

„Weißt du, Geliebte, an alles habe ich gedacht. Selbst das Geringste habe ich erwogen, wie deine Befreiung zu bewerkstelligen wäre. — — Geld habe ich mitgenommen, obwohl wir dafür nichts zu kaufen vermögen. Aber Lebensmittel — — die habe ich vergessen! Was machen wir nun?“

„Ah, Jörg, zu verzweifeln brauchst du noch nicht. Ich denke, wir können uns von Wurzeln und Früchten ernähren. — — Warte, du sollst sehen, wir kommen schon durch!“

„I c h, ja, aber du nicht! Nein, Elisabeth, nun laß mich denken und sorgen. — Als erstes müssen deine Ketten verschwinden. Und dann heißt es das Rätsel zu lösen, wie wir Lebensmittel beschaffen. Am besten laufe ich schleunigst nach Hauses.“

So geschah es. Jörg grub ein Loch, warf die Ketten hinein und scharfte sie zu. Darauf gingen die beiden eiligst der Heimat zu.

Als sie sich dieser näherten, war es bereits früher Tag. Aber Jörg achtete dessen nicht, sondern sagte:

„So, Elisabeth, hier, bei dieser mächtigen Tanne wartest du meiner! Wenn du Gefahr ahnen solltest, dann kletterst du hoch in den Baum. Da bist du vollständig sicher! Ich gehe jetzt auf dem schnellsten Wege zu deinem Vater, um Lebensmittel, Brot und Fleisch zu bekommen. Wenn ich heim ginge, dann müßte ich ja erst durch das Dorf; das aber möchte ich keinesfalls [99] wagen. Ich habe nicht den Mut dazu. Wenn wir erst etwas zu essen haben, ist mir nicht mehr bange! Die Häscher sollen uns dann einmal suchen, — ich fürchte sie nicht! — Glaub’ mir, die kriegen uns nie.“

„Du bist so sicher, Jörg, daß ich meine Furcht schier vergesse. Doch nun geh, es wird immer heller.“

„Gut, ich treffe dich hier, wenn ich zurückkomme.“

„Ja, ja, aber nun gehe mit Gott! Und grüße mir Vater!“ Das tapfere Mädchen lächelte Jörg an.

Wahrhaftig: Elisabeth Thoniers konnte n o c h lächeln!

Es mußte schon sechs Uhr sein. Wenn das Gewölk der Sonne nicht wehrte, so hätte sie schon lange über den Höhen gestanden. Mit Todesmut rannte Jörg seinen Weg dahin.

Mit der gleichen, unverkennbaren Hast klopfte Jörg bei Volpert Thoniers ans Fenster der Schlafkammer.

„Macht auf, Vater, macht auf! Laßt mich herein! Ich bin es, Jörg!“

Da wurde auch schon das Fenster geöffnet.

„Junge, mein Sohn, ist es gelungen —? Ist Elisabeth frei?“

„Ja, Vater, ja. Aber ich habe jetzt nicht Zeit zu verweilen. Bitte, gebet mir einige Brote und Fleisch. — — Ich muß wieder verschwinden, ehe die Leute mich sehen.“

„Wo wollt ihr denn setzt hin —?“

„Gleich, gleich, Vater! Ich bin eilig! Holt mir erst etwas zu essen. Elisabeth wartet auf mich.“

Schnell holte der Alte, was verlangt wurde. In Eile wurde alles im Rucksack verstaut. Und Volpert fragte dazwischen:

„Aber sag mir doch, Jörg, wo wollt ihr nun hin?“

„Wir fliehen, sobald es möglich ist, zum Rhein. [100] — Doch halt! Das braucht Ihr gar nicht zu wissen! Wenn man Euch bei Euerem Eide befragt oder sogar die Folter zur Anwendung brächte, dann müßtet Ihr ja die eigenen Lieben verraten ... Ich gehe jetzt, Vater, aber ich komme noch einmal zurück. Dann bringe ich Elisabeth auch mit. Ihr sollet uns segnen! Wann wir aber kommen, das weiß ich noch nicht; wir kommen aber! Ich werde Euch klopfen, und Ihr laßt uns dann ein. — Grüßt mir meinen Vater. Sagt ihm, es wäre alles in Ordnung. Die Häscher sollten nur kommen, — zu fassen bekämen sie uns nicht! — Auch sagt meinem Vater, daß er alles verfügbare Geld bereit halten sollte. Wenn Elisabeth und ich uns irgendwo ansässig machen, dann können wir doch nicht gut ohne Mittel sein! Im übrigen, Vater Volpert, vertrauet auf mich! Ich schwöre Euch: daß ich Elisabeth hochhalten werde mein Leben lang! — — Und nun ade! Es ist allerhöchste Zeit, daß ich gehe! Ich habe mich bereits zu lange gehalten. Schon weicht die Dämmerung dem Lichte des Tages.“

„Ja, gehe. Gott segne euch, Kinder!“

„Halt, noch eins, Vater: wenn heute alles gut abläuft, dann laßt doch heute nacht, wenn alles zur Ruhe gegangen ist, den Kienspan brennen. Ich werde das Licht sehen und wissen, woran ich bin. Aber nun: Gott befohlen! Vergeßt nicht, meinem Vater einen Gruß auszurichten. Ade!“

Damit schwang sich Jörg zum Fenster hinaus.

Schon in der nächsten Minute war er verschwunden.

Volpert Thoniers sank auf die Knie. Er sandte ein inbrünstiges Dankgebet auf zum Himmel. In seinem Hirn weilte nur ein einziger Gedanke: Gott hatte die beiden Kinder gerettet, und er würde sie auch weiterhin schützen!

[101] Während aber der Alte auf den Knien lag, und Jörg Henneke seinen Weg eilig zurücklegte, klang plötzlich eine Stimme an sein Ohr: „Nun langsam, Jörg, langsam! Man könnte ja denken, du hättest gestohlen!“

Jörg durchzuckte auf diesen Anruf hin ein eisiger Schrecken. Er sah nur ganz flüchtig, daß es der lange Köster war, der ihn anrief. Da rannte er querfeldein in der entgegengesetzten Richtung, die er zu nehmen hatte, davon.

Schwer mit Lebensmitteln beladen, kam Jörg noch vielen Umwegen endlich bei Elisabeth im Walde an. Er fand sie an demselben Platze seiner wartend, an welchem er sie verlassen.

Jörg erzählte ihr seine unliebsame Begegnung mit Köster und vollendete dann:

„Mache dir aber keine Sorgen darum. Nun wollen wir erst einmal essen. Wir sind beide, glaube ich, rechtschaffen hungrig. Und da wir nicht wissen können, was uns heute noch alles erwartet, so ist ein gutes, kräftiges Frühstück nicht zu verachten.“

Elisabeth aber wehrte ab. Sie sagte:

„Laß das erst, Jörg. Lieber wollen wir laufen, soweit wie uns unsere Beine tragen. Essen können wir nachher noch. Ich denke, je weiter wir weg sind, um so besser für uns!“ Groß stand die Furcht in ihrem Gesicht.

„Ich sehe schon, Elisabeth, daß du meiner umsichtigen und weisen Führung bedarfst. Ich sage dir, wir bleiben hier, ganz in der Nähe der Heimat! Wir sind hier weit sicherer, als

wenn wir viele Stunden weil liefen. Ich schätze, gerade hier, in der Nähe, werden wir am wenigsten gesucht.“

[102] Elisabeth staunte Jörg an.

„Ah, ich habe nicht gewußt, daß ich einen so verschlagenen und geriebenen Mann zum Liebsten hatte. Aber ich sehe, dein Plan ist gut. Vielleicht hast du richtig überlegt. — So laß uns denn bleiben.“

Mit herzhaftem Hunger aßen sie, bis Elisabeth fragte:

„Und was wollen wir dann tun, wenn man nach hier kommt, um uns zu suchen —?“

Jörg aß seelenruhig weiter. Er schmunzelte ein wenig. Dann wies er mit der Rechten gen Himmel.

„Ich verstehe dich nicht. Was willst du sagen?“

„Nun, wenn uns der Boden zu heiß wird, dann machen wir es wie die Vögel: hinauf in die Bäume!“ Elisabeth sah Jörg groß an. Und dann lachte sie in der alten, gewohnten Herzlichkeit auf.

Sie wurde aber sehr bald wieder ernst.

„Gewiß, Jörg, das geht. Aber ich habe Angst vor den Nächten. Sie sind noch recht kalt! Zwar geht es dem Sommer entgegen, doch wir sind es gewöhnt, unter unseren Dächern und in Betten zu schlafen ...

Die ungewohnte Lebensweise wird uns Erkältungen bringen, vielleicht Krankheiten bösertiger Natur ...

Und was machen wir dann —?“

Wieder hatte Jörg nur ein Lächeln.

„Wie besorgt du bist, Elisabeth! Ich habe auch das überlegt, überdacht. Auch hier weiß ich Rat. Nicht sehr weit von hier ist eine ganz wie für uns geschaffene Höhle. Als Kind habe ich oft in diesem ‚unterirdischen Hause‘ gespielt. — Nirgendwo fühlte ich mein Herz so klopfen, und nirgends schien mir ein so romantisches Plätzchen zu sein, wie dort in der Höhle! Hätte es nicht gedacht, daß sie mir noch einmal zum ständigen Aufenthalt als Wohnung begehrt [103] scheinen würde. Siehst Du, Mein Liebes, wenn du nicht allzu anspruchsvoll bist, dann können wir schön ‚unter Dach und Fach‘ die Nächte verbringen. Ich bereite dir ein gutes Lager aus Reisig und Moos — und du wirst dich an dieses Lager gewöhnen, wie an dein Bett daheim.“

Und schau: nun stand in Elisabeths Augen der alle bekannte Uehermut wieder! Allem Kommenden sah sie nun mit heiterer Ruhe entgegen. Jörg wurde sorgen!

Es war ein beseligendes Wissen für sie, im Schutze ihres Liebsten zu leben.

*

Um neun Uhr sollte die Tortur, die Folter bei Elisabeth Thoniers Anwendung finden! Wer aber beschreibt das Erstaunen des Schließers, als er eben jener diffamierten Person den Morgenimbiß bringen wollte und die Türe des Gefängnisses offen fand —?

Das Frühstück entfiel seinen Händen; — das- warme Getränk floß über die Straße.

Wie zur Salzsäule erstarrt, stand er da und schaute stieren Blickes auf die offene Türe und das leere Nest. Der Mann war unfähig, einen Gedanken zu fassen, bis ihn eine schnarrende Stimme wieder zur Besinnung brachte.

Es war der Vogt, der ihn anrief.

„He, was gibt es denn da?“

Da erst schlug der Mann den gehörigen Alarm. Der Vogt wurde gelb und grün im Gesicht. Mit Wollust hatte sein erster Gedanke beim Erwachen dem verhaßten Mädchen gegolten, das ihn zuerst verschmäht und dann vor Gericht so schändlich blamiert hatte, —

[104] welches nun aber bald „piepen“ sollte, so laut, daß es sich selber wunderte ... Und nun —?

Sofort mußten der Richter, der Commissar, die Schöffen verständigt werden! Der Richter, namens Trilling¹⁰, war weiland bemüht, sich noch einmal auf seinem behaglichen Lager von der rechten auf die linke Seite zu wälzen, um sich so für die schwere Arbeit des Tages zu rüsten, als er die überlaute Stimme des Vogtes vernahm.

Im Hausflur gab es ein lautes Gezeter, als der Vogt mit schallender Stimme die Flucht der Hexe aus dem Gefängnis kundgab.

Herr Richter Trilling, welcher diese Schreckensbotschaft schon im Bett vernahm, sprang mit beiden Füßen zugleich aus den Federn.

Ja, alles was recht ist: der Vogt hatte ein vorzügliches Organ! Und hätte er sich bei anderer Gelegenheit dieses Organs in *s o l c h e r* Weise bedient, dann würde er von dem Richter einen Verweis davongetragen haben.

Heute aber übersah dies der Richter.

Nur eines wühlte in ihm: Die Erkenntnis, daß Elisabeth Thoniers die Flucht geglückt war ... Die Hexe war auf und davon!

„— — — da du doch aber“, hörte sich der Richter am vergangenen Tage mit Pathos reden, „offenbar an der Quelle der für andere Menschen verhüllten Erkenntnisse saßest und auch noch sitzt, würde es mich wundern, wenn du von dieser deiner seltsamen Gabe keinen praktischen Gebrauch gemacht hättest. — Denn diese Erkenntnis ermöglicht nicht nur eine Beherrschung der Materie, sie gibt auch Gewalt über den sogenannten Zufall und die Laune des Schicksals. Allerdings gibt es nur wenige Hexen, die imstande sind, sich dadurch [105] ein Glück für dieses Leben zu erzwingen — — —“ Da riß er schon die Zimmertüre auf.

Das Mädchen, welches ihrem Herrn eben klopfen wollte, wußte nicht, wie ihm geschah als im selben Augenblick die Türe vor ihr aufgerissen wurde, und sie plötzlich ein vor Aerger gelb gewordenes Gesicht erblickte, indes ein unförmliches Etwas, welches nur mit Hemd und Unterhose bekleidet war, gegen sie prallte.

„Elende Kanaille! Paß auf! Man ist ja seines Lebens nicht sicher, wenn man in seiner eigenen Wohnung so angerannt wird!“ fauchte Trilling das Mädchen an.

„Euer Wohlgeboren wollen entschuldigen! Nicht ich habe Euch, sondern der gnädige Herr haben mich angerannt.“

„Ah, so ist das“, war die hämische Antwort. „Wo steckt der Vogt —? Ich meine, ich hätte eben seine Stimme gehört.“

„Gewiß, gnädiger Herr. Der Herr Vogt wartet in Euerem Zimmer.“

Da flog der sonst so ungelenkige Herr Richter wie auf Engelsflügeln die Treppe hinab.

Die Annahme, daß er mit „übernatürlichen Kräften“ und dergleichen Zeugs „behaftet“ sei, wäre verzeihlich gewesen.

Alsdann stand der Richter in seiner Aufmachung, welche durchaus nicht empfangsfähig war, vor dem verdutzten Vogte.

„Was sind das für Sachen —? Was muß ich da hören —?“ herrschte er den Elenden an.

„Herr Richter, — Herr — —“, stotterte der Vogt.

„Haha! Erst läßt man den gemeingefährlichen Burschen entfliehen und dann auch noch die Hexe! [106] Wunderbare Zustände sind das, das muß man sagen! Wollet Ihr mir sagen, in welcher Form ich nun den entsprechenden Bericht abfassen und als Fiscalische Akte an den Hochwohlgeborenen Herrn Grafen und den Kaiserlichen Statthalter absenden soll, — he —? Mann, nun stehet doch nicht so gottverlassen da, mit solch erbärmlicher Haltung! Richtet Euch gefälligst etwas gerade, ja!“ herrschte der Richter den Vogt an und fragte: „Wie soll ich das alles verstehen?“

„Herr Richter, hier gibt es nur eine Erklärung: Daß der Bursche entflohen, ist nur dadurch zu verstehen, daß er sich solange gegen die Türe warf, bis das Schloß barst Und

¹⁰ Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv. Herdringen.

er wird es auch gewesen sein, der die Hexe befreit hat. Selber konnte sich die Hexe gar nicht befreien. Ha, Gott verdamme die beiden!“ endete er mit ohnmächtiger Wut.

„Nun, die Hexe ist ja mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt; weit kann die nicht kommen. Wir müssen sehen, daß wir die beiden wieder einfangen können. Soviel ist sicher: wo wir die Hexe finden, da stellen wir auch den Burschen; — und dann gnade ihnen Gott! Jedenfalls müssen die beiden so schnell wie möglich wieder hinter Schloß und Riegel gebracht werden, damit sie ihre Strafe empfangen!“

„Gewiß!“ pflichtete der Vogt bei. „Ich wollte nur fragen, ob ich mich unverzüglich auf die Suche begeben und unsere Flurschlitzten mitnehmen darf.“

„Jawohl! Meinetwegen bringet sie mit zerschossenen Gliedern, aber lebendig will ich sie haben! Verstanden?“

„Ja. Ich werde alles aufbieten, will jede Gelegenheit ausnützen, ihrer wieder habhaft zu werden!“ versicherte der Vogt, grüßte, verneigte sich und stob davon.

[107] Hätte er aber nur einen Blick rückwärts getan und die unsägliche Verachtung in dem Antlitz des immerhin recht denkenden, bloß von der damaligen Zeitmeinung irreführenden Richters gesehen, dann hätte ihm die Scham, wenn davon überhaupt noch ein Rest in dem Vogte lebendig war, alles Blut ins Gesicht treiben müssen ...

*

Mit zehn bewaffneten Männern erschien um die Mittagsstunde der Vogt bei Volpert Thoniers, um hier nach dem Verbleib der Flüchtlinge zu fahnden.

Volpert Thoniers war schon in aller Frühe zu dem Henneken-Bauern gegangen, um diesen über Jörgs Schicksal zu unterrichten; aber er war schon lange wieder zurück.

Es war selbstverständlich, daß Volpert Rede und Antwort stehen mußte. Er zögerte zwar anfangs, aber dann kam es heraus: Jörg Henneke sei schon gegen sechs Uhr bei ihm gewesen; er habe um einige Lebensmittel gebeten. Seine Tochter habe er nicht mehr gesehen, seit sie verhaftet und abgeführt worden sei.

„Wieviel Eßvorräte habet Ihr Jörg übergeben?“

„Nur zwei Brote und ein Stück Fleisch, log Volpert.“

„Verdammt noch mal! Das langt schon einige Tage ... ich erkläre Euch für verhaftet! Ihr werdet eidlich vernommen.“

— — — — —

Die Haussuchung bei Volpert Thoniers war natürlich ohne Erfolg; desgleichen jene bei dem Henneken-Bauern.

Auch Jörgs Vater wurde verhaftet.

Zwei Büttel führten die beiden ab zum Gericht.

[108]

10

„Siehst du sie, Elisabeth —? Jetzt fängt das eigentliche Rennen erst an. Der dicke Vogt mit einer Schar seiner Getreuen kommt nun, um nach uns zu suchen“ Jörg lächelte höhnisch. Dann wandte er sich an die Geliebte: „Nicht bange werden, Kind! Laß sie nur kommen; — d i e kriegen uns nicht! Um uns zu fangen, müssen schon Männer kommen, aber keine, wie die da unten!“

„Ich weiß nicht, Jörg, mein Herz klopft so bang! — Du, ob das wohl richtig ist, was du vorhast —? Nach mir und meiner Einstellung liefere ich über alle Berge auf und davon!“

„Das wäre das Dümme, was wir machen könnten! Wir würden in unser Verderben rennen. — — Weißt du, nicht die Weite, nur die Nähe kann uns sicher verbergen. In der Nähe sucht man uns weniger“, so folgerte Jörg. „Dem Vogte traue ich soviel Schlaueheit nicht zu, daß er uns hier in der Nähe vermutet; der Mann hat andere Vorzüge, die man in unserer heimischen Sprache als Gemeinheiten bezeichnet. Ich rate dir, bewahre du nur deine Ruhe! — Was immer auch kommen mag, meistere die Gefahr mit kaltem Blute! Du mußt dir immer bewußt bleiben: auf dich wartet die Folter und als Abschluß deines Lebens der Scheiterhaufen; — auf mich wartet schließlich dasselbe Los, vielleicht auch bloß der Galgen. O, nicht weinen, nicht weinen, mein Lieb! Ich wollte dich ja nicht ängstigen. Ich muß dir das sagen, damit du beileibe keine Dummheiten machst. So, nun wird es Zeit. Hier auf diese mächtige Tanne hinauf! Ich klettere voran; es wird ja mit dem schweren Rucksack schlecht gehen. — Du kommst sofort nach! Achte aber darauf, daß du beim [109] Klettern keine Zweige knickst oder beschädigst ... auch der kleinste Umstand kann uns verraten. — Denke daran.“

Mit diesen Worten verschwand Jörg in den Zweigen.

Das Mädchen sowie ihm behutsam

Bald saßen sie hoch in den Zweigen, überschauten das Tal und warteten der Dinge.

— — — — —

Die Häscher kamen näher und näher.

Jörg mahnte leise

„Nur ganz ruhig sein, Elisabeth! Keine Bewegungen mehr machen; dadurch kommen nur die Zweige ins Schaukeln. Von unserer Ruhe und Kaltblütigkeit hängt alles ab.“

Nach einer Zeitlang des Schweigens deutete Jörg auf den Vogt und flüsterte:

„Elisabeth, siehe, dein ‚Freund‘! Schau dir den Menschen richtig an. Ha, wie schwer es ihm wird, seinen vollgefressenen Wanst bergaufwärts zu bringen. — — Ah- Gott weiß, was ich darum geben würde, wenn ich diesen Menschen vernichten könnte.! Ich hasse ihn unsäglich!“

„Sei doch still, Jörg“, flüsterte das Mädchen.

„Ja. Noch eins, Elisabeth: Um Gotteswillen aber nicht niesen oder husten, wenn unsere ‚Freunde‘ da sind, hörst du!“

„Nein, eher wollte ich ersticken!“

„So ist es richtig.“

Und tiefste Stille lag in den Wipfeln der Bäume.

— — — — —

Eine Stunde des Wartens und Bangens verging: Dann eine zweite. Das Klaffen eines Hundes durchhallte den Wald.

[110] Der Vogt mit einem seiner Getreuen nahte der Tanne, in deren Zweigen die Flüchtlinge Zuflucht gefunden.

Und schließlich lehnte sich der Vogt pustend und schwitzend an ihren Stamm.

Jörg und Elisabeth hörten ihn schimpfen:

„Eine Schweinerei ist das! Eine Schweinerei! Da kraxeln wir hier herum in der Wildnis, und es ist zwecklos. Ich habe es ja gleich gesagt: es ist Wahnsinn, die beiden hier in der Nähe zu suchen; — die sind längst über alle Berge auf und davon! Sie sind leider nicht dumm genug, hier auf uns zu warten und sich wieder fangen zu lassen. Ich würde selber laufen, soweit mich meine Beine tragen! Aber verdammt will ich sein, wenn wir die beiden nicht kriegen! — Den Jungen will ich mit eigenen Augen am Galgen sehen; — und ich will dabei sein, wenn die Hexe lebendig bezaubert, will sagen gebraten wird!“

Bei dem furchtbaren Fluche riß Elisabeth vor Schrecken den Mund auf. Aus ihren Augen leuchtete ihr ganzes Entsetzen über soviel Gottlosigkeit eines Menschen. Aber ein verweisender Blick aus Jörgs Augen ließ sie sofort wieder die gräßliche Gefahr erkennen, in welcher sie beide schwebten.

Der Vogt und seine Häscher gingen nun weiter.
Da atmeten die zwei in ihrem Schlupfwinkel auf.
Um Jörgs Lippen spielte ein höhnisches Lächeln.

Nach einer Viertelstunde des Schweigens, als die Verfolger schon ein gutes Stück weitergegangen waren, und die Hoffnung bestand, daß Jörg und Elisabeth in Sicherheit waren, konnte sich Jörg nicht länger mehr halten. Er flüsterte:

„Verdammt willst du sein —? Warte nur ab, edler Herr Vogt! Es bedarf deiner Verwünschungen nicht. [111] Dich kriegt der Teufel so sicher, wie ich auf die Seligkeit hoffe! Denn für deine Schurkereien und ungezählten Verbrechen hat selbst die göttliche Barmherzigkeit keine Verzeihung!“

— — — — —

Das unbequeme Sitzen in den Zweigen der Tanne ermüdete sehr. Aber sie wagten nicht ihr sicheres Versteck zu verlassen.

Immer wieder ging ihr sehrender Blick zu der Sonne, die heute gar nicht untergehen wollte.

Dazu peinigte sie ein kaum mehr zu ertragender Durst!

Die Zunge klebte ihnen am Gaumen. Indes nur hundert Schritte entfernt ein munteres Bächlein durch den Buchenwald rieselte, mußten sie hier fast verdursten .

*

Volpert Thoniers und der Henneken-Bauer waren noch vor Mittag als Verhaftete abgeführt worden.

Gegen zwei Uhr wurden sie bereits vor den Richter gebracht.

Dieser begann sein Verhör:

„Volpert Thoniers. Ihr seid verdächtig der Mithilfe zur Flucht Euerer bereits als Hexe überführten Tochter Elisabeth sowie ihres Verlobten Jörg Henneke. Verantwortet Euch!“

„Nein, mitschuldig bin ich nicht. Ich habe nur heute früh gegen sechs Uhr von der Flucht der zwei Kinder durch Jörg Henneke erfahren. Das ist alles.“

„Und Ihr habt nichts getan, die Flucht der beiden Verbrecher zu verhindern —?“

„Ich habe nicht mehr getan, als jeder andere Vater [112] an meiner Stelle getan haben würde. Und das scheint mir nicht strafwürdig. Elisabeth ist doch m e i n Kind!“

„Euer Kind, ja, welches im Zerrspiegel menschlicher Verworfenheit vom Teufel selber gekrönt ist! Deshalb hattet Ihr auch die Pflicht, eine Flucht zu verhindern!“

„Was hätte ich daran verhindern können, Herr Richter? Wäre allerdings Elisabeth n i c h t meine Tochter und Jörg Henneke n i c h t ihr Verlobter gewesen, dann, ja, dann hätte ich die Nachbarn aufrufen können. Aber auch das wäre zwecklos gewesen. — Denn ehe diese hätten behilflich sein können, die Flüchtigen zu halten, wären sie doch längst in den Bergen verschwunden gewesen. Und im übrigen könnt Ihr niemals verlangen, daß ein Vater die eigenen Kinder dem Henker überliefert!“

„Wohin haben sich die beiden gewandt —?“

„Das sage ich nicht.“

„Volpert Thoniers! Kennet Ihr den Gang des hochnotpeinlichen Verfahrens —? Also noch einmal: ich will wissen, wohin sich die beiden gewandt haben!“

Volpert Thoniers stöhnte.

„Jörg sagte, sie wollten an den Rhein.“

„Auf welchem Wege —?“

„Das weiß ich nicht.“

„Auf welchem Wege will ich wissen, Volpert Thoniers!“

„Gott ist mein Zeuge, das weiß ich nicht! Jörg, der mich besuchte, war sehr eilig. Er wollte nur etwas Brot und Fleisch von mir haben. Dann sagte er mir wörtlich: Wir ziehen nun auf schnellstem Wege zum Rhein; aber halt, sprach er dann weiter, es ist besser, Vater, Ihr wißt nichts davon. Denn wenn man Euch bei Euerem Eide befragt, dann müßt Ihr ja die eigenen Kinder verraten. So hat Jörg wörtlich gesagt.“

[113] „Ein schlauer Bursche! Das ist wahr. Saget, haben die Flüchtigen Geld —?“

„Ja, etwas haben sie mit.“

„W i e v i e l will ich wissen!“

„Genau zwanzig Taler. Mehr hatte ich nicht.“

„Verflucht! Das ist schon zuviel!“

Nun ließ der Richter Volpert Thoniers die Finger heben und die Eidesformel sprechen. Dann wurde protokolliert:

„Volpert Thoniers, Vater der flüchtig (ge)wordenen diffamierten Persohn Elisabeth Thoniers, hatt bey seynem Ayde bekräftigt, daß er (ge)wißlich nicht weys, wohin die Flüchtlinge seynd. Er hatt alles bey seynem Ayde wahr gesagt undt darauff zu leben und zu sterben angelobet.“

Die Vernehmung des Henneken-Bauern förderte gar nichts zu Tage. Er hatte Elisabeth zuletzt bei ihrer Verhaftung und seinen Sohn Jörg seit dem darauf folgenden Morgen nicht mehr gesehen.

Auch dieser Alte leistete den Eid.

Und auch seine Aussagen wurden protokolliert.

Die zwei Alten wurden ohne Bestrafung entlassen.

Hauptsache war, daß das Gericht etwas erreicht hatte: Man wußte nun, daß die Flüchtlinge an den Rhein wollten ... Die würde man bald wiederhaben! frohlockte der Richter.

Sofort wurde das Nötige veranlaßt.

Steckbriefe wurden durch berittene Boten versandt: die Personalbeschreibung der beiden „Verbrecher“ würde die Vögel bald flügelahm machen und der verdienten Strafe zuführen.

So hoffte man.

[114] Der Vogt wurde gelb und grün im Gesicht, als er erfuhr, daß der Richter die zwei Alten für haftfrei erklärt und ohne eine empfindliche Strafe entlassen hatte.

Er hätte sie wenigstens zu einer Brüchtenstrafe von fünf bis zehn Goldgulden verurteilen müssen! Aber nun war es zu spät.

Jörg Henneke hätte keinen besseren Schachzug tun können, als dem alten Volpert vom Rhein zu erzählen. Zwar war diese Flucht zum Rhein seine anfängliche Absicht gewesen, nachträglich aber hatte er sich dahin besonnen, daß ein Schlupfwinkel in der Nähe der Heimat vielleicht noch mehr Sicherheit biete, als die ratlose Flucht in die Ferne.

Und so wurden durch das heutige Verhör, dem sich die Väter der beiden Verlobten wohl oder übel unterziehen mußten, die Spürnasen der Häscher auf eine ganz falsche Fährte gelockt.

Das Paar war so sicher, wie es nur sicher sein konnte! Wenn sie nur etwas Vorsicht walten und sich nicht öffentlich sehen ließen, dann konnten sie die Entwicklung der Dinge abwarten.

*

Endlich ging die Sonne zur Rüste!

Im Westen Glut, im Osten Bläue, wiegte der Abend den Tag in die Nacht. Und diese Stunde brachte die so sehnlich erwartete Erlösung der beiden Verfolgten!

Mit steifen, schmerzenden Gliedern stieg Jörg Henneke als erster zu Boden, indes Elisabeth noch immer in ihrer luftigen Höhe verweilte.

Da er aber keinerlei Gefahr sah, rief er Elisabeth zu, sie dürfe nun folgen.

[115] Bald reckten und streckten die beiden ihre steifgewordenen Glieder. Dann huschten sie vorsichtig bis an den Bach, um erst einmal den schrecklichen Durst loszuwerden.

Mit der kühlen Labe des Trankes kehrte auch das Leben und die alte Spannkraft in sie zurück.

Da sagte Jörg:

„Weißt du, mein Lieb, nun geben wir zunächst in die Höhle, um ein Lager für die Nacht zu bereiten. Aber paß auf! Gehe stets vorsichtig hinter mir her. Und laß deine Augen aus die Umgebung achten. Wir haben unser Lebtage die wachsamen Augen noch nie nötiger gehabt als zur Stunde. Darum achte aus alles!“

„Ja, Jörg“, nickte das eingeschüchterte Mädchen.

Suchend spähten die Augen des Mannes umher.

Er ging kreuz und quer. Aber seltsam: er fand die alte, so gut bekannte Höhle nicht wieder. Und dabei wußte er sicher, daß sich dieselbe in dieser Gegend befand.

Gewiß, an die fünfzehn Jahre mochten nunmehr vergangen sein, da er nicht mehr darin war. Das war lange her! Aber er hätte noch vor einer Stunde geschworen, diese Höhle mit verbundenen Augen zu finden.

Und während Jörg noch so stand und sann, glitt Elisabeth, die sich etwas seitwärts gewandt hatte, auf dem hier etwas schlüpfrigen Boden aus und rutschte einen kleinen Abhang hinunter. Ein leiser Aufschrei entfuhr ihr.

Mit schnellem Sprung war Jörg ihr zur Seite. Er fragte besorgt:

„Hast du dich verletzt, Elisabeth?“

„Nein, nein, Jörg“, gab sie zurück. Aber Jörg [116] wußte, daß sie log; er sah, daß sie mit dem linken Fuße hinkte — —

„Hoffentlich wird es nicht sehr schlimm sein! Aber sag' ehrlich, hast du dir sehr weh getan?“

„Ach was! Es ist der Rede nicht wert! Meine Unvorsichtigkeit hätte anders ausfallen können und —“

„— — und wir suchten dann noch lange an der so sicher versteckten Höhle!“ schnitt Jörg dem Mädchen das Wort ab. „Schau her, diese Ranken haben die Schuld, daß ich den Eingang der Höhle nicht eher entdeckte. — Hier sind wir zu Hause!“

Jörg schob sorgfältig die Ranken beiseite und schlüpfte in die Höhle hinein.

Da die Ranken jedoch dem scheidenden Lichte den Zutritt verwehrten, war es darinnen stockdunkel.

„Es geht nicht, Elisabeth, hebe die Ranken empor. Ich sehe hier garnichts!“

Elisabeth tat, wie ihr geheißen. Und Jörg sah nun, daß der Unterschlupf noch genau so war, wie er ihn kannte. Aber die Luft war sehr feucht, war dumpfig; es roch nach faulendem Holz und vermoderndem Laub.

Unverzüglich fing Jörg an zu saubern. Und als dies geschehen, sprach er befriedigt:
„So, Elisabeth, jetzt ist alles in Ordnung. Wenn dir dein Fuß nicht zu weh tut, dann könntest du mir helfen Moos und Reisig holen. Ich muß dir erst ein Lager bereiten, um dich vor der Feuchtigkeit der Höhle zu schützen.“

„Das tue ich gern! Es ist doch einmal etwas Betätigung am heutigen Tage.“
So kam es denn, daß eine Stunde später ein erträgliches Lager für Elisabeth hergerichtet war, auf welches sie todmüde hinsank und, ohne etwas zu essen, die Augen zum Schlafe schloß.

[117] Jörg kniete daneben und bewachte den Schlaf der Geliebten.

In seine Augen stieg noch lange kein Schlaf. Und nun fiel Jörg ein, daß er auch noch kein Lager hatte ...

Ob seiner Sorge um Elisabeth hatte er an sich selber nicht gedacht. Nun, er würde heute nacht einmal auf den unbelegten Steinen ausruhen. Morgen aber wurde er für sie beide ein Lager herrichten, so gut es die Umstände nur gestatteten.

11

Ganz allein mit der Liebsten, die nun schlafend vor Jörg Henneke lag, durchflutete diesen ein seltsames Gefühl. Noch nie zuvor hatte er sich in ähnlicher Lage befunden.

In all seinen Gliedern läutete das Blut. Elisabeths unmittelbare Nähe verwirrte ihn. Sein Herz klopfte schnell.

Langsam dämmerte ihm ein Ahnen um eigene Schwäche. Aber weit stärker war seine Sorge um die Sicherheit des teuersten Wesens, das er auf Erden besaß.

Eine Stunde nach der anderen verging. Die Stille der Höhle und des nächtlichen Waldes tat Jörg nach all den Aufregungen des letzten Zeit unendlich gut!

Ob dieser tiefen Ruhe aber verspürte auch er bald den Schlaf; jedoch er zwang sich zum Wachsein. Um die Mitternachtszeit sollte, wenn für die lieben Väter daheim keine Gefahr bestand, wenn alles gut abgelaufen war, Volpert Thoniers den Kienspan anzünden, damit ihm, Jörg, dieses Licht in der Stube die Botschaft der Sicherheit künde.

[118] Leise, ganz leise, um Elisabeth nur nicht zu merken, verließ der Junge die Höhle.

Dann huschte er wie ein scharfsinniges Wild zwischen den Stämmen der Bäume dahin.

Und als er am Waldrand den Blick frei bekam, da verhielt er den Schritt ob des göttlichen Wunders der Nacht.

Ah, welch eine große, herrliche, weite Nacht dieses war! Schweigend spannte sie das gewaltige Himmelsgewölbe über die Erde. Im dunklen, tiefsten Blau des Himmels stand da Stern an Stern. Uebersät von tausendfachem Flimmern lag das All ... Tief im Süden schwammen zarte, helle Wolkenschleier aus der Dunkelheit herauf. Und des Mondes schwache Sichel ließ sich scheinbar an den Sternen nieder zum Horizont.

Und nun gewahrte Jörg, wie in Volpert Thoniers Stube der Kienspan angezündet wurde. Vertraulich grüßend winkte ihm das Licht herauf. Jörg faltete die Hände.

„Herrgott, dir sei Dank! Tausendfacher Dank für alle deine Güte! Mit treuer Vaterhand behütest du die Deinen, schüttest du die Unschuld. Sei gelobt in Ewigkeit, du, dessen Allmacht unergründlich und dessen Erbarmen ewig ist!“ So betete er.

Wohl noch eine Stunde stand er hier.

Aber auch diese Stunde verträufelte allmählich im steten Rinnen der Zeit. Denn nichts steht still auf der Welt.

Dann aber wandte er sich, den Rückweg unter die Füße zu nehmen; Elisabeth war ganz allein in der Höhle.

Die herrschende Dunkelheit des Waldes erschwerte allerdings eine Orientierung. Aber nach einer halbstündigen Wanderung war er „daheim“.

[119] Bei seinem Eintritt erwachte das Mädchen. Elisabeth erschrak bis ins Herz. Laut schrie sie auf: „Jörg! — Jörg!“

„Pst! Pst! Bist du nicht gescheit, Liebste —? Ich bin es doch selbst! — Siehe, wir müssen vernünftig sein. Alles laute Rufen und Sprechen hat jetzt ein Ende.“

„Ja, gewiß, aber — wo kommst du denn her —?“

Jörg erzählte ihr nun von der Abmachung, die er mit ihrem Vater getroffen. Da bewunderte Elisabeth im stillen die umfassende Vorsorge des Liebsten.

„An alles, Jörg, an alles hast du gedacht! Da du bei mir bist, habe ich gar keine Furcht mehr.“

Mit diesen Worten umschlang sie ihren Beschützer und küßte ihn mit einer Hingebung und Liebe, daß Jörg ihr dafür hatte zu Füßen fallen mögen.

Da aber geschah etwas, was Elisabeth nicht verstand. Jörg befreite sich energisch aus ihren Armen und sprach mit vor Erregung heiserer Stimme, aber fest und zielbewußt:

„Nun ist es gut. Wir müssen nun schlafen.“

Befremdet nahm Elisabeth dies wahr.

Es verschlug ihr die Stimme. Liebt Jörg sie nicht mehr so heiß und so innig, wie er dies früher getan hatte? Glaubte etwa auch Jörg daran, daß sie eine Hexe und mit den bösen Kräften des Abgrundes im Bunde sei —? Reute es ihn schon, daß er sie befreite —? Daß er verurteilt war, ihr Los nun für immer mit ihr zu teilen —?

Elisabeth begann zu weinen.

„Jörg“, flehte sie in ihrer noch von keinem Hauche der Welt verdunkelten Unschuld,

„Jörg, sag’, liebst du mich nicht mehr —? Glaubst auch du, ich sei eine Hexe —?“

[120] Ach, das arme Mädchen ahnte ja nicht, daß Jörg hart mit sich kämpfte, daß er bereits seit Stunden mit seinem Blute rang. Sie wußte ja nicht, daß er für das Alleinsein mit ihr in der Nacht jeglicher Willenskraft benötigte, um nicht über seine Beschützerrolle hinauszugehen und den Trieben seiner Liebe zu folgen.

Da Elisabeth vergeblich auf Antwort wartete, Jörgs Schweigen aber wie ein schwerer Stein in der Höhle lag, erklang die Frage des Mädchens zum zweiten Male:

„Jörg, sag’ doch, liebst du mich n i c h t mehr —?“

Da war es um Jörgs achtbare Zurückhaltung geschehen. Ungestüm riß er das Mädchen an seine Brust.

„Ja, Elisabeth! Ja, ich liebe dich ewig! — Ich liebe dich mit einer Glut, daß mir bangt, — daß mir bangt vor all den einsamen Stunden und Tagen und Nächten!“ Nach diesen Worten überschüttete Jörg seine Liebste mit unzähligen Küssen. Elisabeth erschauerte vor Glück. Sie wußte nur eins: Jörg liebt mich noch!

Dies Wissen war alles für sie.

Fürwahr, hätte sie Jörgs Liebe verloren, dann wäre sie voller Verzweiflung auf und davon gelaufen. Die Häsher hätten sie sehr bald gefangen. Und der baldige Tod hätte sie von allem Elend der hartherzigen Welt und ihres eigenen Herzens erlöst.

Es war Mitternacht durch. Finsternis lag in der Höhle. Und das war gut. So sah Jörg nicht das heiße Erröten des Mädchens, das willenlos und vor Zärtlichkeit zitternd an seiner Brust lag. Aus diesem Rausche erwachend, sagte sie:

„O, Jörg, du bist so gut! Ich werde dich immerdar liebhaben! Du bist ja mein Alles, mein Glück und mein Leben!“

Als Elisabeth dann auf das Drängen des Liebsten [121] ihr Lager aufsuchte, kam Elisabeth ein saches Erinnern. Sie fragte:

„Wie, Jörg, hast du dir kein Lager bereitet?“

„Sorge dich nicht, Mädchen. Selbst dein Lager ist nicht, wie es sein muß. Ich konnte aber nicht mehr für dich tun. Es war wirklich nicht möglich, heute etwas Besseres zu schaffen. Aber morgen will ich alles tun, dir eine gute Ruhestatt zu geben.“

„Weil es dunkel war, habe ich es nicht bemerken können. Aber nun weiß ich: du schläfst hier auf den Steinen — — — Das dulde ich nicht, Jörg! Wir sind Kameraden! Weiß Gott, wie ich dir danke, daß du es so gut mit mir meinst! O, ich könnte mein Herzblut hingeben für dich! Ich werde beten, Jörg, daß dich der Himmel für alle deine Güte tausendfach lohnt! Ja, das werde ich tun. Aber nun wollen wir teilen.“

„Nein, nein, Elisabeth, laß doch! Glaube mir, so gut wie hier auf den Steinen könnte ich nie auf dem elenden Strohsack des Gefängnisses schlafen!“

„Ich auch nicht, Jörg, ich auch nicht! Aber es soll jetzt gerecht geteilt sein zwischen deinem Los und dem meinen! Das Nachtlager, welches für dich gut genug ist, genügt auch für mich. Sonst werde ich böse!“

Ob Jörg nun wollte oder nicht, er mußte sich Elisabeths Willen fügen.

Das Mädchen selber teilte Reisig und Moos.

Dann legten beide sich nieder — und schliefen bis in den hellen Mittag hinein.

— — — — —
Als das Paar in der Höhle erwachte, da ahnte es nicht, welch ein geschäftiges Treiben an allen Orten herrschte, um ihrer wieder habhaft zu werden.

Durch die Steckbriefe gegen die Flüchtigen mußte [122] es, wie das Gericht hoffte, gelingen, ihnen schon nach kürzester Zeit den Prozeß machen zu können ...

Bis dahin aber wollte man sie hetzen und treiben!

— — — — —
Und hier saßen sie lachend und plaudernd beisammen, sahen zum Eingang der Höhle hinaus, aßen Brot und geräucherten Schinken und spotteten der Ahndung nach Römischem Recht.

Jörg hatte, als es von dem Heimatkirchlein zu Mittag geläutet, gedrängt:

„Nun laß uns schnell einen Imbiß nehmen. Und dann wollen wir an die Arbeit gehen. Gerade die Mittagszeit scheint mir am sichersten zu sein, um Moos and Reisig zu sammeln ...“

Also geschah es.

Wie die Urbewohner der Erde, so krochen diese zwei Menschen aus ihrer Behausung. Trotz aller Behendigkeit aber ließen sie keinerlei Vorsicht außer acht. Ehe noch zwei Stunden verflossen, hatten sie einen solchen ansehnlichen Haufen von Reisig und Moos zusammengetragen, daß Jörg schmunzelte:

„Du wirst staunen, Elisabeth, ein wie vorzügliches Lager wir kriegen. Es läßt unseren Betten zu Hause bestimmt nichts mehr nach! Wenn bloß das Moos trockener wäre!“

„Laß nur, Jörg, es wird auch noch trocken.“

„Elisabeth lachte über das ganze Gesicht. Diese Geschichte fing allmählich an, ihr Spaß zu bereiten, zumal ihre Sicherheit nun vollständig war und, wie Jörg sagte, ihre Lage keinerlei Anlaß zu Besorgnissen gebe.

„Wir hätten das herrlichste Leben der Welt, Jörg, wenn uns das Brot nicht ausginge, und unser Fleischvorrat nicht beständig weniger würde.“

„Das, Elisabeth, laß deine Sorge nicht sein. Der [123] Henneken-Bauer hat sehr gut geschlachtet! Wenn er nicht reichlich an uns abgeben würde, würde er mein Vater nicht sein! — Ich denke, dich in einer der kommenden Nächte einmal allein zu lassen. Ich werde dann meinen Vater besuchen. Sei ganz ohne Sorgen, mein tapferes Mädchen. Zu fürchten brauchst du dich nicht; unser Unterschlupf ist vollständig sicher. Hier findet dich niemand. Und böartige, wilde Tiere gibt Es hier nicht, das weißt du ja. Aber du mußt mir Versprechen, die Höhle während meines Fernseins n i e zu verlassen! — Denn das könnte unser beider Unglück bedeuten.“

»Das verspreche ich dir gerne!«

*

Der erste Tag der Einsiedler verlief ohne jegliche Störung. Alles war gut so und schön. Sie dünkten sich wie die ersten Menschen auf Erden.

Elisabeth sagte am Abend dieses Tages:

„Hier gefällt es mir, Jörg. Es müßte eine Wonne sein, hier für immer mit dir zu weilen. Fast möchte ich gar nicht mehr heimgehen.“

Da lachte der glückliche Jörg.

Die beiden edlen Menschen waren wie zwei Kinder, deren Angesicht das Lachen Gottes widerspiegelte.

Sie trugen ihre Herzen auf offenen Händen durch die Tage; sie dachten nicht an Gut und Böse, Ehre oder Schande.

Sie nannten keinen Wunsch als jenen: sich zu lieben und einander zu verstehen. Elisabeth fand dieses Sein im Walde so romantisch, daß sie wähnte, ob ihrem unermeßlichen großen Glück müßten Blüten aus den Bäumen rieseln ... O, sie möchte es den Vögeln gleich tun dürfen: *s i n g e n* !

[124] Ja, singen möchte sie, all ihr Glück in hellen Weisen in das Glutenmeer des Alls verströmen ...

Wie schön es doch im Walde war!

Die Vögel hielten Hochzeit in den Bäumen. Und hundert Vogelstimmen sangen durcheinander, jubilierten, schluchzten, trillerten.

Und die Purpurglut im Westen war noch nie so schön gewesen wie an diesen ersten Abenden des Sommers!

Oder hatte dieses Mädchen all die Schönheit der Erde früher nicht gesehen —? Mußten erst die Glutwellen eines großen Menschenglückes kommen und ihre Augen sehend machen —?

*

Heute lag Sonntagsfriede auf der Welt.

Die Sonne war längst aufgegangen. Die Vögel jubilierten, daß es eine Lust war.

Und ringsum riefen Glocken; ihre Klänge, hell und dumpf, wiegten sich voll Wohlgefallen in den Lüften.

Jörg sah ins weite Land und sagte:

„Siehst du, Elisabeth, jetzt spüren wir zum ersten Male die Verbannung. Während alle unsere Lieben zur Kirche eilen, zur ‚Frühen Meeß‘ Und gleich zum ‚Hohen Ampt‘, um Gott zu dienen, da sitzen wir hier abgeschlossen, fern der kirchlichen Gemeinschaft.“

„Ja, das ist wahr. Aber daran können wir nichts ändern. Ist es denn unsere Schuld, daß wir hier weilen müssen, — uns vor der Welt verbergen müssen —? Gabe es einen Kirchgang, wenn wir im Gefängnis säßen —? Ich glaube nicht.“

„Nein, du hast recht. Ergeben wir uns also! Gott hat alles so gefügt, er wird auch wissen, warum dies alles kam. Es ist sicherlich zu unserem Besten. Er ist [125] ja der Herr der Schöpfung! Niemand kann die Gedanken fassen, die er durch Ewigkeiten sann — — — Ob nun Tag, ob Nacht, gehe bloß hinaus und siehe: Gottes Sonnen, seine Sterne kreisen durch die Räume; — und groß und hell sind ihre Bahnen! Bewundere dann seine Allmacht, — seine Größe, — und dann knie hin im Staube, bete an und gib ihm deine schuldige Ehrfurcht!“

Elisabeth nickte. Sie war tief ergriffen. Sie sagte:

„O, Jörg, mir wird ganz feierlich ums Herz!“

Nach ein paar tiefen Atemzügen sagte Jörg:

„Glaube mir, mein Liebstes, dieser große Gott, der so unendlich mächtig ist, wird eines Tages auch das Unrecht ahnden, das uns angetan wird! — Und dann Gnade jenen, die er trifft! In wildem, erbarmungslosem Niederhämmern wird er jene treffen, die solch großes

Unrecht tun! — Und wir stehen dann in Ehren vor der Welt. Die ungetrübte Wahrheit birgt nur er in sich; — sie erlöst uns eines Tages aus unserer Höhle, und das Recht wird triumphierend auf die Erde kommen!“

Aus Jörg sprach die Erwartung und sein Wünschen. Und weil die beiden daran glaubten, schien es ihnen schon Wirklichkeit zu sein.

Eine Weile war es still. Jeder von den zweien stand versunken da in tiefem Sinnen, bis das Mädchen sagte:

„Du sprachst eben noch von Gottesdienst. Ich meine, daß wir hier genau so gut und innig beten können, wie da unten in der Kirche. Gewiß, da unten ist der große Gott in Brotsgestalt zugegen, — aber sag’, ist Gott nicht allerorten —? Ja, schau dich um, Jörg, allerorten ist Gott: Hier in dem Schlingwerk der Ranken, — dort oben in den Blättern der Bäume, — in [126] ihren kräftigen Stämmen und Wurzeln, — in den spärlichen Gräsern und Moosen des Waldes, — in dir und in mir ... Sollte man da im Dome des Waldes nicht ebensogut zu beten vermögen wie in der Kirche —?“

Nun küßte Jörg seine kluge Geliebte auf den Mund, sah ihr tief in die leuchtenden Augen und sagte:

„Wie gescheit du bist, Mädchen! Schöner konnte das der Pater aus dem Grafschafter Kloster nicht sagen, der da unten in der Kirche auf der Kanzel steht. Ja, du hast recht: Gott ist allüberall. Nach deiner Auslegung wird sogar das leise Rauschen der Blätter zum Liede; es singt vom Kreislauf aller Dinge: vom Werden, Blühen, Welken und endlichen Vergehen. — — Ja, ja, in allem und jedem lebt das Geheimnis der ewigen Schöpfung, das kein menschlicher Ehrgeiz entschleiert. — Im wachsenden Halm auf den Feldern, — im üppigen Grünen der Heide, — im Rauschen und Murmeln des Baches, — im knisternden Laubwerk der Büsche herrscht dieser Geist des göttlichen Waltens. — Er herrscht dort seit dem Tage der Schöpfung ... Die Mahnung vom Vergehen aller Dinge klingt immer wieder durch alle Wunder des Seins. —,

Hier trat eine Pause des Schweigens ein.

Elisabeth stand ganz unter dem Banne der Worte. Und nun vollendete sie:

„Ja, Jörg, das ist der Wahrspruch der Gottheit: Alles ist eitel und muß vergehen! — Und das, Jörg, das ist das Erbe, an welchem wir tragen, bis unsere Tage erfüllt sind.“

Wieder schwiegen die beiden.

Sie saßen in der Tiefe des Waldes und klärten [127] so in reinem Sinn die Rätsel des Lebens auf Erden: Und alles ward Sinnbild.

„Nun laß uns beten, Jörg, laß uns aber auch unerschüttert vertrauen, bis der große, getreue Gott uns erlöst zu seiner Zeit. Sein Wille möge geschehen!“

„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Amen!“ Jörg flehte es mit gläubigem, vertrauendem Herzen; er betete es wieder und wieder, um sittliche Stärke und Kraft zu erhalten.

Solches Beten errichtet mächtige Brücken! In ihm wurzelt die Stärke der Menschheit. — Solches Beten bestätigt n menschliche Würde, bringt Zufriedenheit, Glück und die Freiheit des Herzens, wie auch stilles Bescheiden ob der Tücken des Schicksals ...

Die Zeit schwand dahin. Und bald lautete die Glocke den englischen Gruß: „Ave Maria!“

Dies war der erste Gottesdienst der beiden vom Schicksal Verfolgten in der Stille des Waldes.

12

Nach der genossenen Stärkung zu Mittag wagte sich das Paar an des Waldes Rand.

Dort saßen die beiden, blickten hinunter ins Dorf, auf die Häuser der Menschen, die unter verschnörkelten Giebeln Frieden und Liebe verbargen.

Aber auch dort hätte jetzt um ein Kleines das Schicksal gewütet, genau wie im Trubel der Städte, wo die Verbrennung der vermeintlichen Hexen recht oft ein beklagenswertes Schauspiel darstellte. — Der einzige Unterschied war: daß sich hier solch ein Schauspiel bloß um so greller und furchtbarer abhob ...

Und das ist des Dorfes *w a h r e s G e s i c h t*: Hier [128] war wirkliche, wahre Gemeinschaft. — Hier liebte und kannte noch einer den anderen. — Hier regierten die Gesetze von Blut und Geschlecht. — Die Gesetze von Scholle und Heimat. — Hier grüßten sich alle die Menschen. — Und einer trug hier mit dem anderen. — Hier wirkten Männer der Heimat. — Und hier schafften Frauen, die Achtung und Liebe genossen ...

Jahrhunderte alte Gebräuche und wohlverwahrte Sitten der Ahnen verliehen allem den letzten Schein: den Schein von göttlicher Unmittelbarkeit! — — —

Und dieser krönte alles: die Häuser; die Dächer; die Kirche; den Turm. — — H i e r wurzelte die erdverbundene Kraft dieser Ahnen, ob sie nun dem Pfluge, der Egge folgten, oder dem Wandertriebe verfielen und in der weiten Fremde verkamen.

Vor den Häusern rasteten Menschen. Die mühevollen Pflichten der Woche waren getan. Nun pflegten sie feiernd der Sonntagsruhe.

Und sie sangen fröhliche Lieder.

O, sie wußten ja alle, daß Eheleben Gnade, daß Eheleben schöpferischer Aufbau war, — Liebessorge um den heiligen Willen, und daß die Ehre Gottes und Heil und Glück der Menschen eins war. Denn eins war ohne das andere gar nicht denkbar.

Den Atem des Mittelalters trug das schlichte Dörfchen noch. Ein leises Wohltun ruhigen, geformten Lebens blühte in seinen Mauern. Und dies war immer! Und es würde immer so bleiben!

Plötzlich streckte Jörg die Arme aus. Er sagte:

„O, du traute, schöne Heimat! Wenn mir je die Sterne meines Glückes hoffnungslos versinken sollten, dann bist du es, die mir Frieden gibt! Deiner Bäume leises Rauschen gibt mir, wie einst den Ahnen, den [129] Frieden meiner Kindheit wieder. — Durch dich bin ich zu aller Zeit mit Erde, Himmel, Gott und Menschheit eins! Meine liebe, einzige Heimat du!“

Jörgs Augen hingen sehrend an dem Vaterhause.

Elisabeth begann zu weinen. .

Als Jörg die Liebste weinen sah, da küßte er ihr die Augen. Und er sagte:

„Nicht weinen, Elisabeth! Ich weiß ja, was du denkst. Aber nein, so ist es nicht. Du bist im Irrtum. Was ich tat, das täte ich auch morgen wieder Und übermorgen und jeden anderen Tag. — Ha, Gott verdamme diesen Vogt, diesen Schändling! Er trägt ganz allein die Schuld an unserm Los! Halt, verzeihe, Liebste, ich war nicht bei Besinnung, daß ich solches sagte ... Siehe, nun müssen wir verständig sein. Es heißt sich damit abzufinden, was das Schicksal uns beschieden hat! Und wir wollen allzeit tapfere Kameraden sein, nicht wahr?“

Elisabeth nickte bloß. Sprechen konnte sie jetzt nicht.

Jörg dachte: der Teufel soll mich holen, daß ich diesem Engel weh tun muß! Doch es geht nicht anders. Es ist Zeit, die Wunde auszubrennen ... Und er sagte: „Du dachtest eben, daß auch wir da unten wohnen könnten und unser großes Glück genießen könnten, nicht —? Aber siehe, es heißt sich damit abfinden: in jene, uns lieb gewordene Gemeinschaft, so vertraut von Jugend auf, kehren wir sobald noch nicht zurück. — Doch Trauern ist ganz zwecklos. Wir wollen froh sein, daß wir wenigstens die Freiheit haben und in etwa jenes Glück genießen können, das uns der Himmel zugedacht hat. M e h r wie unsere Freiheit können wir zur Stunde nicht verlangen.“

„Ja, nun ist es Sommer. Doch der flieht dahin. [130] Es kommt der Herbst ins Land; und diesem folgt der Winter ... Dann können wir unmöglich dort in jener Höhle wohnen. Und was dann —?“

„Ho, mein Lieb, da fällt mit etwas ein: wenn's erst so weit ist, dann ziehen wir zum Rhein! Dann hat die Welt vergessen, was nunmehr brennt. An irgend einem schönen Orte bauen wir uns eine Heimat; wir schließen unseren Ehebund, werden Kinder haben und wirklich glücklich sein ... Mache dir doch keine Sorgen, Elisabeth; die sind ganz überflüssig! Und nun lache mich noch einmal an. — — Du, wenn du wüßtest, wie schön du bist, wenn ein Lächeln deinen Mund umgibt, ah, du würdest immer lachen!“ Wirklich, Elisabeth fing an zu lachen. Jörg war ein Lebenskünstler, der keine Traurigkeit vertragen konnte, und selbst in der Verbannung noch immer guten Mutes war.

Plötzlich aber horchten beide auf — — —

Im Dorfe war etwas los. Lautes Lachen, Jubeln, Singen scholl herauf. Und dann kamen eine Reihe Mädels, ihren Buben neben sich, Arm in Arm, des Weges. Sie kamen auf den Wald zu.

„Du“, sagte Jörg zu seiner Braut, die Bestürzung, welche sich zuerst in seinen Zügen malte und zweifellos berechtigt war, wich schon wieder seiner frohen Miene; „du weißt wahrscheinlich nicht, was das bedeutet“

„Nein, ich wüßte es nicht.“

„Aber ich! Es ist doch immerzu davon gesprochen worden, daß Anfang bis Mitte Juni auf dem Klauken Gutshof die große Hochzeit gefeiert werden sollte ... Die Jugend will jetzt Tannengrün¹¹ zu Kränzen holen. — Und die Paare sitzen dann heut nacht beisammen, treiben Schabernack, wie Uhrenküssen¹², Pfänderspiele und [131] dergleichen mehr. — Komm, laß uns jetzt in unsere Behausung gehen. Oder sollen wir es mit den Vögeln halten und in die hohen Bäume klettern —?“

„Ja, Jörg, in die Bäume! Dort ist es gar so lustig. Die ganze Welt liegt dann zu unseren Füßen.“

„— — Und was dann, Elisabeth, wenn wir bis zum Abend in den Kronen sitzen müssen, bis die stillen Stunden kommen, um herabsteigen zu können und die Höhle aufzusuchen —? Ich denke, wir nehmen in der Nähe unserer Höhle Platz. Auch im weichen Moose liegt's sich herrlich. Wenn dann unversehens eine Störung aufkommt, sind wir mit wenigen Schritten jedem Späherblick entzogen. Doch halt, es wäre schon richtiger, gleich in unsere Wohnung einzukehren, uns hinzulegen und zu schlafen. Dann können wir am Abend, wenn alles ruhig ist, hier am Waldesrande sitzen, meinetwegen auch spazieren gehen.“

„Gut, du hast recht, wie immer.“

*

Es war wie Jörg geraten hatte: auf dem Klauken Gutshof rüstete man zur Hochzeit. Die Jugend holte Tannengrün zu Kränzen. Und am Abend ward zum Tanze aufgespielt. Eitel Frohsinn herrschte ringsum.

An diesem Sonntag war das junge Paar zum letzten Male „von der Kanzel gesprungen“. ¹³ Im Dorfe war ein heiteres Treiben. Die Kränze, die den Brautwagen und die Türe des Hochzeiters schmücken sollten, wurden gewunden. Und Tanz und Gesang und

¹¹ Zu der Zeit, zu der der Roman spielt, gab es hier keine Tannen oder Fichten, sie wurden erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts eingeführt. (wdg)

¹² Zu dieser Zeit gab es auf dem Land auch noch keine Uhren, schon gar nicht auf den Höfen. Sie kamen erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auf. (wdg)

¹³ Nur dann, wenn der Pater bei der „Proklamation“ von der Kanzel das bedeutungsvolle Wort: „ehrenwert“ wie: „— — der ehrenwerte Jüngling und die ehrenwerte Jungfrau ...“, aus wichtigen Gründen verschwieg, ging es nicht so laut her.

Geselligkeit, wobei man auch das Trinken nicht vergaß, dauerten durchweg bis zum anderen Morgen. Daraus mag auch der Volksmund den Reim geprägt [132] haben: „Selten wird eine Hochzeit gemacht, es wird dabei eine neue erdacht.“

Auch wurde in uralten Zeiten, wie dieses auch heute noch vielfach der Fall ist, darauf gesehen, daß der Hochzeiter sich ein Mädchen des Dorfes zur Gattin erwählte. Der Volksmund faßt das in die treffenden Worte:

„Käup dey Nowers Rind
un frigg Nowers Kind,
dann weißte ok, wat se sind!“

Nun, da alle Vorbereitungen zu der Klauken Hochzeit getroffen waren, begaben sich die „Lader“ auf den Weg. Zwei Hochzeitsbitter mit Sträußen geschmückt, einen bändergezierten Stab in der Hand, gekleidet in ihren festlichsten Anzug, begaben sich auf den Weg, die Gäste zu laden.

Vor jedem Hause, in welches sie eintreten, schossen sie zuerst ihre Pistolen ab; dann traten sie ein, um die Familie im Namen der Braut und des Bräutigams zu laden.

Diese zwei Lader wurden überall festlich bewirtet.

Und den Burschen wurde es oft schwer, sich bis zum glücklichen Ende des Weges auf den Beinen zu halten.

Das Feiern brach nun nicht mehr ab.

Der Brautwagen kam, welcher die Aussteuer der Braut in deren künftiges Heim brachte. Er enthielt« eine vollständige Einrichtung, zu oberst aber das mit bunten Bändern verzierte Spinnrad. Der Wagen enthielt ferner einen ansehnlichen Schatz von Linnen, von der Braut selbst gesponnen. Und hinter dem Wagen, der auch eine Wiege mitbrachte, ging die schönste Kuh aus dem Stalle des Vaters.¹⁴

Obwohl der Brautwagen schon frühmorgens losgefahren war, wurde es doch Spätnachmittag darüber, [133] ehe er vor dem Klauken-Hof ankam. Immer wieder wurde er „gefangen“.

Dann spannten jauchzende, lachende Mädels ein Seil über die Straße, um den Wagen zu „schatzen“. Der Fuhrmann erhielt ein mit Blumen bekränzt Glas Wein dargereicht und mußte ein Geldstück, den üblichen Taler, abgeben.

Erst dann konnte der Wagen passieren.

Und als der Wagen endlich vor dem Klauken Hause ankam, da konnte der Bräutigam das auf dem Brautwagen thronende Brautmädchen nicht bewegen, herunterzukommen. — Dieses Brautmädchen, äußerst anspruchsvoll, gab allerlei seltsame Wünsche kund, die auch erfüllt werden mußten. Bald wünschte es dieses, bald jenes Gericht unter den seltsamsten Namen. Bald mußte der Bräutigam in Frack und Zylinder¹⁵, bald in Hemdsärmeln erscheinen, dann mit seinen Hochzeitsschuhen geschmückt, oder in Strümpfen und Pantoffeln auftreten. Als der Klauken-Bauer endlich genug „tyrannisiert“ war, stieg das Mädchen vom Wagen herab, verlangte aber, daß der Bräutigam dieser, uns höchst unbescheiden erscheinenden Jungfer, den Weg bis zum Hause mit Blumen und Tüchern belegte ...

Doch selbst nun hatte der Klauken-Bauer noch kein gewonnenes Spiel. Wohl hatte er die Jungfer glücklich vom Wagen herab, aber im Hause hatte er sie noch lange nicht. Sie verlangte bald Kuchen, bald Wein, bald dieses, bald jenes Gericht unter den seltsamsten Benennungen; — und dem Klauken-Bauer verblieb es, zu raten, was sie nun eigentlich wollte. So wurde der Bauer unzählige Male mit den gebrachten Gerichten zurückgeschickt,

¹⁴ Uebrigens war die Brautkuh schon den alten Germanen bekannt. (Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv. Herdringen.)

¹⁵ Die Erwähnung von Frack und Zylinders zeigt einmal mehr, wie stark die Beschreibungen des Autors von Bräuchen von deren Ausprägung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert geprägt sind. Beide Kleidungsstücke waren zur Zeit des 30-jährigen Krieges noch unbekannt. (wdg)

bis er endlich das richtige brachte. Das alles gab den Dörflern viel Vergnügen, denn jung und alt war dabei.

[134] Und endlich, nachdem auch die Pferde, die man mit Blumen geschmückt und bekränzt hatte, mit Zucker¹⁶ gefüttert worden waren, konnte ausgespannt werden. Das Abladen des Wagens konnte beginnen.

Aber nun war eine ganze Reihe von Gegenständen vom Brautwagen „gestohlen“ worden ... Doch diese gestohlenen Sachen wurden in später Stunde unter großem Hallo und Juchhei dem Wagen nachgebracht, was wiederum Anlaß zu Trinken und Heiterkeit gab.

So kam der Nachmittag vor der Hochzeit heran. Aus den Häusern der Geladenen kamen Mädchen, welche die „Körbe“ trugen, also das Hochzeitsgeschenk brachten. Der Korb, mit einer weißen Serviette überdeckt, enthielt einen geräucherten Schinken, Eier, einige Pfund Butter, Kaffee¹⁷, Zucker und ähnliches.

In der Nähe des Klauken-Hofes verharrten die Mädchen. Mit lautem Hallo und Juchhei „trommelten“ sie den Bräutigam hervor, ließen sich draußen festlich bewirten und recht lange bitten, dem Hochzeiter unter das festliche Dach zu folgen, wo diesen Mädchen der Tisch gut gedeckt ward.

Bei dieser Gelegenheit ertrug der Klauken-Bauer allerlei Anzüglichkeiten und Spott. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen.¹⁸

*

Endlich kam der Hochzeitsmorgen heran.

Die Klauken-Braut hatte die Katzen sehr gern; mithin hatte sie auch gutes Wetter! Und das war viel wert! — Hätte es aber geregnet, so hätte dieses von vornherein als ein böses Zeichen gegolten; man hätte auf wenig Glück in dieser Ehe geschlossen.

Mit dem Aufgang der Sonne hallten schon mächtige [135] Bollerschüsse daher. Und das Schießen hielt den ganzen Tag bis in den späten Abend hinein an.

Das junge Klauken-Paar war glücklich.

Als der Pater den Bund dieser beiden gesegnet hatte, die Kirche — gedrängt voll von Menschen — allmählich sich leerte, da wurde das Paar, sobald es die Kirche verließ, erneut und zum letzten Male „gefangen“.

Junge Mädchen spannten einen kräftigen Bindfaden, der mit bunten, herabhängenden Bändern verziert war, über die Straße. Ein kaum fünfzehnjähriges Mädchel, schneeweiß gekleidet, mit aufgelöstem Haar, trat nun vor, sagte einen Reim auf, welcher die Glückwünsche für das Paar sinnvoll enthielt, und reichte den Neuvermählten ein Glas perlenden Weines¹⁹.

Nachdem der Bräutigam, der sich diesmal nicht kleinlich erwies, ein Goldstück als Fanggeld bezahlt hatte, ließ man das junge Paar unter dem Bande passieren.²⁰

In der Haustüre stand der alte Klauke, der Vater des Bräutigams, besprengte das Paar mit Weihwasser und begrüßte es dann als das neue Reis am alten Stamme der Klauken. Er sagte: „Gebe Gott, daß sich auch dies neue Reis reichlich belauge und Früchte bringe!“

¹⁶ Zucker war zu dieser Zeit eine große Kostbarkeit, weil er aus Mittelamerika eingeführt werden musste, und war auch nur in Städten in Apotheken erhältlich. Man hätte ihn nie an Pferde verfüttert. Die ganze Beschreibung der Hochzeit passt frühestens in das ausgehende 19. Jahrhundert und nicht in die Zeit des 30-jährigen Krieges. (wdg)

¹⁷ Auch Kaffee war in jener Zeit hier noch nicht bekannt. (wdg)

¹⁸ Laut Chronik unterblieb dieses „Fangen“ nach der Trauung aber, wenn es sich bei den Neuvermählten um Gefallene handelte. Daraus erhellt, wie hoch unsere Ahnen die Sittlichkeit und Reinheit der Jugend einschätzten.

¹⁹ Noch eine Zutat, die nicht in die Zeit passt (wdg)

²⁰ Laut Chronik unterblieb dieses „Fangen“ nach der Trauung aber, wenn es sich bei den Neuvermählten um Gefallene handelte. Daraus erhellt, wie hoch unsere Ahnen die Sittlichkeit und Reinheit der Jugend einschätzten.

Damit reichte der Alte dem Paare je ein Stück Brot, besprengte dieses ebenfalls mit Weihwasser und sprach:

„Betet zu Gott um dieses köstliche Brot!
Denn, habt ihr dies Brot, bis in den Tod,
Dann leidet ihr keinerlei Not!“

Ehe nun der Festschmaus begann, mußte die Braut in den Stall, um die Brautkuh zu melken.²¹

Danach aber wurde die junge Frau wieder festlich [136] geschmückt; sie setzte sich in Myrthen und Schleier an der Seite ihres Gatten mit den Gästen zu Tische.

Der Tag ging in toller Fröhlichkeit hin.

Und als sich die Gäste in dem bereits grauenden Morgen für einige Stunden zur Ruhe begaben, um sich für die Weiterfeier zu rüsten, da umstellten die verheirateten Frauen die junge Klauken-Braut.

Mit lautem Hallo wurde deren Schleier zerrissen, zum Zeichen, daß ihr Leben als Jungfrau in dieser Stunde zu Ende sei. Und dann wurde die junge Frau ihrem Gatten in die Arme geführt; ein Symbol der künftigen Verbundenheit.

Nun bemächtigten sich die Frauen des Mannes. Dieser wurde sehr unsanft ins Brautbett gesteckt. — «) ²².

Erst dann wurde es ruhig und still.

— — — — —
Gegen zehn Uhr des beginnenden Morgens fanden sich alle die Gäste des Vortages wieder ein.

Und das Schmausen ging weiter.

Die gewohnte Fröhlichkeit des vorigen Tages kam wieder auf. Und der Tumult hielt an. In der Nachbarschaft wurde laufend, je nach Bedarf, Vieh abgeschlachtet, Kuchen gebacken und Wein und Vier und Schnaps herbeigeschafft ...

Auf dem Klauken Gutshof wurde Hochzeit gefeiert! Einen Tag um den anderen — —

— — — — —
Drei volle Wochen hindurch! — — Bis es „Kostverschlechterung“ gab ... Einmal hat ja alles ein Ende.

Der Klauken-Bauer aber hat nach dieser denkwürdigen Hochzeit gesagt: —

„Ha, düse, meyne Hocht eyd dait mey füär meyn Liäwen gutt!“

Es ist dies tatsächlich eine Hochzeit gewesen, wie sie [137] nie vorher und nie nachher gefeiert worden ist; — nie wieder ist soviel Pomp bei einer Bauernhochzeit wahrgenommen worden! — Und die Folgen zeigten sich auch bald.²³

²¹ Ein Brauch, der sich hierzulande ebenfalls bis in die jüngere Zeit erhielt.

²² „Und es ging oft toll dabei zu“, wie der Volksmund erzählt.

²³ Da in jenen Zeiten die Hochzeitsfeiern je nach Reichtum und Besitz zwei, drei Wochen and noch länger dauerten, so trat auch nachher vielfach Verarmung ein. Tatsache ist: der große Klauken-Gutshof ist an dieser sagenhaften Hochzeit zugrunde gegangen. Daß die Feierunsitte bedrohliche Formen annahm, erhellt daraus, daß sich der Kurfürst Maximilian Friedrich 135 Jahre später genötigt sah, eine Landesverordnung zu erlassen, welche dem Unwesen jener Zeit einen Riegel vorschieben sollte. Diese Landesverordnung besagt: Der Kurfürst verbiete erneut: „bey vorgehenden Haushebungen, Heyrathen, Kind-Taufen und Begräbnissen kostbare Tractamenten mit Aufwand schwerer, unnöthiger Kösten anzustellen“; — daß: „hinfüro bey denen Heyrathen, Kind-Taufen, Begräbnissen etc. nur die nächsten Anverwandten und zwar deren mehr nicht, dann sechs Paar“ eingeladen werden dürften. Gelangte nun, nach Erlaß dieses Gesetzes: 12. Juni 1765, eine jener früher üblichen „Heyrathen etc. zum Bewußtsein der Beambten und Behörden“, so hatten jene letzteren die „Uebertretere alsofort über den Exceß zu vernehmen und nach deren Geständnüs mit proportionirlicher Straf-Erklärung“ gegen jene verfahren zu lassen. Erst darauf kamen „Heyrathen“ und andere Feiern in einen kleinerem Rahmen. Die alten Sitten hatten sich zum „mercklichen Nachtheil“ des gemeinen Wesens äußerst kraß erwiesen. (Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv, Herdringen.)

Und die Lebensmittel der zwei Höhlenbewohner gingen zur Neige. Unerbittlich! Jeden Abend saßen sie vorn am Waldrand. Sobald die Wolkensäume sich im Westen blutend auf die Berge legten, fiel die Unrast und die Furcht, entdeckt zu werden, von den zweien ab. Aber die Lebensmittelsorge blieb.

Jörg litt furchtbar unter seiner Tatenlosigkeit. Er erkannte, daß es nichts Schlimmeres für einen Menschen gäbe, als verdammt zu sein, ohne jegliche Beschäftigung zu leben. Dazu kämpfte er einen äußerst schweren Kampf mit seinem heißen Blute.

Wie lange wohl noch kämpfte er siegreich gegen sich, um Elisabeth alsdann in einer Stunde zu gehören —?

Jörg beneidete die Bauern, die da unten roden, schaffen und sich müde rackern konnten. Er beneidete all jene, die unter dem oft schweren Joch der Leibeigenschaft stöhnten. O, wie gerne würde er sich in die Heide stellen! Wie gerne möchte er sich schinden, — plagen! — Aber nicht nur Mühe und Arbeit wünschte er sich, er wünschte auch den Tag herbei, da er Elisabeth als seine angetraute Gattin neben sich schreiten sah. Doch wie sollte dies Erfüllung werden —? Kein Priester würde wagen, sie zu trauen. Denn sie waren beide verrufen, wurden als Verbrecher angesehen, obwohl nicht [137] eines von ihnen jemals wirklich schwere Schuld beging, die ihr Los in etwa als verdient erscheinen ließ.

So dachte Jörg gar manches Mal.

Wenn sie auch ungeschoren an den Rhein gelangten; an eine Trauung war auch da nicht zu denken, Jeder würde sie erkennen; man würde sie von neuem ins Gefängnis werfen und in Ketten legen ..., Ketten, daraus man sie nur einmal löste, um die Liebste auf den Scheiterhaufen und ihn zum Galgen zu bringen ...

*

Und wieder sank die Sonne.

„Jörg, ich habe Hunger“, klagte Elisabeth.

„Vergib mir, Lieb, so weit hätte es nicht kommen dürfen; ich hätte eher gehen müssen. Warte, wenn Mitternacht vorüber ist, will ich nach Hause gehen und dort holen, was uns fehlt. Es wird nicht ungefährlich sein. Denn die Hochzeitsleute auf dem Klauken Gutshof durchfeiern ja die Nacht. Wie leicht droht da Entdeckung!“ — —

Elisabeth hatte aus der Antwort Jörgs nur eins verstanden. Sie sagte:

„Mein lieber, guter Jörg, was bist du für ein Mann!? Du behandelst mich, als wäre ich eine Fürstin. — Ich sage, daß ich Hunger hätte, und du sagst dann: ‚Vergib mir!‘. Dabei bist du hungriger als ich. Du hast seit der frühen Morgenstunde gar nichts mehr gegessen. — Zu Mittag hast du mich belogen; du sagtest, daß du nachher essen wolltest. Mithin habe ich aufgeessen, was du mir reichtest. Und da war nichts mehr da für dich ... Jörg, soviel Opfersinn und Liebe habe ich nicht um dich verdient!“

Elisabeth schmiegte sich in Jörgs Arme. Sie streichelte ihm die Wangen und küßte ihn voll Zärtlichkeit.

[139] Da riß Jörg die Liebste hoch. Das geschah mit solchem Ungestüm, daß Elisabeth erbebte; er küßte sie und sprach:

„Elisabeth, du bist mir der Himmel und alle Lust auf Erden! O, ich müßte sterben, wenn man mir deine Liebe raubte! — Elisabeth, du weißt es nicht, wie glücklich und wie wild, wie klein und demütig mich deine Liebe macht. Du allein bist mir der Inbegriff des Guten, Schönen auf der Welt!“

Und nach diesen Worten trank der Mann die Küsse seiner Braut mit einer Glut und Leidenschaft in sich hinein, die alle Dämme niederrieß. — Doch dann stieß er Elisabeth fast gewaltsam von sich; er schlug beide Hände vor sein Antlitz, um sein Erröten zu verbergen.

Nun stand Elisabeth Jörg plötzlich sehend gegenüber. Ganz plötzlich und unvorhergesehen erkannte sie die Kämpfe Jörgs um i h r e Reinheit und Ehre ... Da schlug auch ihr die Glut ins Antlitz.

Und sie wußte nicht, was größer war: die Moralbegriffe und Charakterstärke dieses Mannes — — oder seine schrankenlose, edle Liebe.

Diesen Abend über waren beide scheu voreinander. Eine Unterhaltung kam fast nicht auf.

*

Allmählich ward es Mitternacht.

Jörg Henneke erhob sich sacht, um das Mädchen nicht zu wecken. Eben wollte er ganz leise aus der Höhle schleichen, als Elisabeth sagte:

„Kannst du mich nicht mitnehmen?“

„Wie, — du bist doch erwacht —? Das wollte ich vermeiden. Sag', fürchtest du dich denn —? Glaub nur, es geschieht dir nichts, wenn du allein in unserer Höhle bleibst!“

[140] „Fürchten? Nein! Aber dennoch möchte ich mit dir gehen. Ich möchte Vater sagen, daß er sich keine Sorgen machen solle. Und wenn er mich sieht, dann weiß er, daß ich glücklich bin. Sag' Jörg, willst du mich nun mitnehmen —?“

„Elisabeth, ich weiß es nicht. Bedenke wohl, die Nacht ist hell ... Und die Hochzeitsgäste — —“

„Traust du mir so wenig zu —? Und die Hochzeitsgäste, — die denken gar nicht mal an uns!“

Jörg sann hin und her. Dann sagte er:

„Gut, so komm! Aber es wird kein Ton geredet; nur mit Flüsterstimmen verständigen wir uns.“

„Ich folge dir in allem.“

„Dann gehst du immer zwei Schritt hinter mir. So leise, wie nur möglich aufgetreten! Und stets im gleichen Schritt. — — Sollte wider jegliches Erwarten etwas vorkommen, dann lenke ich das Augenmerk auf mich, — und du läufst, indem ich die Verfolger von dir halte, schleunigst nach hier zurück. In unserer Höhle bist du sicher. Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen. — Ich trutze jeglichem Verfolger. — — Und damit du ganz im Bilde bist, werde ich im Augenblicke der Gefahr in der Gegenrichtung flüchten, um die Häscher so von unserer Spur zu bringen. Also komme ich beträchtlich später hier in unserer Höhle an als du ... Dieses sage ich dir, damit du ganz genau Bescheid weißt und um Gotteswillen keine Unbesonnenheiten machst!“

„Aber, Jörg, traue mir doch auch ein bißchen Schlauheit zu. Schon um deine Sicherheit nicht zu gefährden, würde ich alle meine List gebrauchen. Dazu weiß ich nur zu gut, was mich erwartet, wenn wir aufgegriffen werden.“

„So laß uns gehen, mein tapferes Mädchen!“

[141] Sie gingen Hand in Hand bis an den Rand des Waldes.

„Da wir nicht wissen“, sagte Jörg, „wann wir noch einmal vor den Eltern stehen können, so wollen wir sie gleich um ihren Segen zu unserem Bund fürs Leben bitten. Ich hoffe, einmal findet sich Gelegenheit, daß wir uns trauen lassen können. Du bist doch damit einverstanden —?“

„Wie kannst du fragen, Jörg! Was du willst, da; will auch ich! Deine Wünsche sind die meinen, wie ich auch alle deine Sorgen, deine Leiden mit dir teile. Ich bin ja ganz dein!“

„Ich danke dir! — Und nun schwöre ich dir im Angesicht des Sternenhimmels und vor Gott in dieser Stunde: meine Liebe, meine Treue, meinen Schutz für ewig! Gleich sollen unsere Väter unsere Liebe segnen. Komm jetzt.“

Elisabeth bewunderte Jörg im stillen. Sie erkannte an, daß er an geistiger Begabung ungleich höher stand als sie; aber darob empfand sie nichts anderes als Stolz und Ehrfurcht. Jörgs Seelenadel, seine Herzensgröße stellten ihn in ihren Augen ihrem Vater gleich.

— Ohne irgendwelche Störungen kamen sie ans Ziel.

Elisabeths Vaterhaus lag ganz in tiefe Dunkelheit gebettet. Sie freute sich, daß Ihr Vater noch so sorglos schlafen konnte. Nun, er wußte ja sein Kind bei Jörg, wußte sie in dessen Schutze sicher aufgehoben.

Doch das Mädchen täuschte sich.

Als Jörg ganz leise an die Fensterscheiben pochte, da meldete sich Volpert Thoniers sofort. Ein Zeichen also, daß er wach lag und in die Finsternis des Zimmers stierte.

„Macht offen, Vater, wir sind da ...“

[142] Schon öffnete Volpert die Fensterflügel.

„Vater, deine Kinder kommen!« rief das Mädchen mit gedämpfter Stimme.

„Du bist auch da —? Elisabeth! — Wartet noch ein wenig, ich will mich eben ankleiden.“

„Aber noch kein Licht gemacht! Wir werden auch im Dunkeln fertig. Hört Ihr, Vater Volpert?“

„Ja, ja, gewiß. Doch nun kommt.“

Da hob Jörg die Liebste auf die Arme, ließ sie sacht durchs Fenster in das Zimmer gleiten; er folgte dann im nächsten Augenblick. Und das Fenster schloß sich leise.

Der alte Vater hielt sein liebes Kind minutenlang in seinen Armen. Freudentränen rannen aus des Alten müden Augen. Er konnte es nicht fassen, sein liebes Kind, dem der Tod auf den Fersen gewesen war, gesund und unversehrt an seiner Brust zu halten ... Nach geraumer Zeit wandte sich der Vater voller Dank an Jörg und sagte:

„Ich danke dir, mein Junge! Halte mir mein Mädchen hoch! Denn sie ist stets mein Sonnenschein gewesen.“

„Das, Vater, schwöre ich Euch beim Blute Christi und bei meiner Mannesehre: Kein Hauch von Ungemach soll je die Stirn des liebsten Mädchens trüben, so es nur in meiner Macht liegt, dieses zu verhindern!“

„Gott segne dich, mein Sohn!“

„Und, Vater, da wir einmal hier sind, bitten wir Euch, gebet uns Eueren Segen zu dem Bund fürs Leben!“

„Wie, ihr wollet heiraten —? Ja, so ist es, es tut sonst nimmer gut, wenn zwei beieinander sind. Es muß ja sein! Und was meinst du, Elisabeth?“

[143] „Ich bitte ebenfalls: segne unsere Liebe, Vater! Ich will Jörg für Zeit und Ewigkeit gehören!“

„Gut, so kniet nieder, Kinder.“

Der Alte« legte weinend die Hände auf die Häupter dieser beiden Lieben. Dann sprach er feierlich:

„Im Namen des Vaters, der euch schuf, des Sohnes, der euch erlöste, und des Heiligen Geistes, der euch heiligte, segne ich euere Liebe und Zukunft und bitte den Himmel: daß die heiligen Engel euch geleiten und schützen bis zu euerem Ende. Amen!“

Damit legte Volpert Thoniers die Hände dieses Paares ineinander. Weinend wandte er sich ab.

Eine Zeitlang später wollte Volpert dies und jenes wissen.

„O, Vater, wir wohnen in einer wunderbaren Höh — — —,“

„Was, was, Elisabeth! Mache deinen Vater doch nicht unglücklich! Wo und wie wir wohnen, darf niemand in Erfahrung bringen, auch dein Vater nicht! — Deinem Vater ist es schon genug, daß wir einen Unterschlupf gefunden haben, vor Regen und Unwetter geschützt sind; — ein Unterkommen, das sogar die gewieftesten Häscher nicht finden. Denn siehe, falls man deinen Vater bei seinem Eide befragt, dann muß er ja die eigenen Kinder verraten ...“

„Ja, so ist es, Elisabeth; Jörg hat ganz recht: ich darf es nicht wissen. Sage mir bloß, Kind, wie dir dieses Einsiedlerleben bekommt. Bist du glücklich?“

„Vater! Wo ich mit Jörg leben kann, habe ich ja alles, was ich vom Himmel erbitte! Ja, ich bin ganz glücklich, glücklicher vielleicht, wie es die Umstände erscheinen lassen. Sorge dich nur nicht um mich! Ich habe schon Vergleiche gezogen: so müsse es damals auch [144] im Paradiese gewesen sein ... Und Furcht vor Entdeckung haben wir nicht.“

„Dann ist es gut. Wo ihr weilet, das will ich nicht wissen. Es genüget mir, daß ihr in Sicherheit seid. Aber, Jörg, saget mir, wie stellet ihr euch eine Heirat vor —“? Die Trauung ...“

„Ist nicht so einfach, meint Ihr. Und da habet Ihr Recht. Ueber das Wie und Wo wissen wir selber noch nichts. Vielleicht, wenn wir zum Herbst über die Grenze ziehen oder uns am Rheine ansässig machen, kann es gelingen.“

„So, so.“

„Vater Volpert. Aber nun müssen wir gehen. Wir wollen auch meines Vaters Segen erbitten. Und dann wollen wir uns die Fleischvorräte des Henneken-Bauern einmal ansehen.“

Jörg lachte leise.

„Ich habe euch auch ein Stückchen verwahrt“, schmunzelte Volpert. Und damit holte er einen halben Schinken heran.

„Ah, das ist gut. Den trage ich in der Schürze.“

„Und, Elisabeth, wie ist es mit Kleidung —?“

„Ja, auch die muß ich haben. Du denkst auch an alles Jörg! Aber noch mehr. Auch Strickzeug und Garn. Wir haben dort oben viel einsame Stunden.“

Wir könnten einen Wagen gebrauchen, wahrhaftig!“ spottete Jörg. „Doch sagt, Vater Volpert, hattet Ihr meinen Vater gebeten, bares Geld zur Verfügung zu halten —?“

„Gewiß, hab’s ihm gesagt.“

„Dann ist es gut. Aber nun heißt es scheiden. Macht Euch aber keine Sorgen um uns, wir kommen schon durch! Also Gott befohlen, Vater Volpert!“

Ein herzliches Schütteln der Hände, einen Kuß auf [145] die Stirn seines Mädchens, so entließ Volpert Thoniers die beiden. Tausend Wünsche und Segensgedanken folgten ihnen hinein in die Nacht.

Es war eine laue, fast drückende Sommernacht, voll vom Zirpen der Grillen und duftschwer von Blüten. Eine Nacht, da die Erwartung mit offenen Händen durch die Schöpfung geht, und alle Natur des Himmels Segnung verspürt ... Des Sommers Märchenzauber kreisten im Raume. Und vom tiefblauen Himmel strahlten die Sterne.

Es sind dies die Nächte, in denen es nicht dunkelt, nur von elf bis zwei Uhr eine gewisse Dunkelheit fällt, um dann in der erwachenden Dämmerung wieder zu schwinden.

Wer sich verbergen will, der flieht selbst diese wenigen Stunden. Daher hatte es Jörg auch so eilig.

Erst leise, dann lauter klopfte Jörg an das Schlafkammerfenster des Vaters. Und als dieser endlich aufgewacht war, da dauerte es noch eine Zeitlang, ehe die Flüchtlinge eintreten konnten.

Auch hier gab es dasselbe herzliche Wiedersehen.

„Vater, halte uns nicht auf!“ sagte Jörg. „Wir müssen eilen. Die Nacht ist hell. In ihrer Schönheit trägt sie vielleicht unser Verderben. Wenn jemand uns sieht, dann beginnt die Hetze von neuem. Ich habe Elisabeth mitgebracht, um deinen Segen zu haben. Vielleicht kommen wir noch nach hier, aber es ist nicht sicher. Vielleicht können wir noch eine Zeitlang unser Versteck in Frieden bewohnen und in der Nähe der Heimat verweilen. Wer weiß es? Vielleicht kommen wir glücklich über die Grenze. Und dann werden wir eines Tages heiraten, Vater. Deshalb gib uns deinen Vatersegen!“

[146] Schon knieten die beiden vor dem Alten nieder.

Und der Henneken-Bauer sprach sein Gebet, seinen Glückwunsch, seinen Segen über die Knienden aus.

Dann fuhr er fort: „Elisabeths Vater hat mir gesagt, daß ich. Geld bereitlegen sollte. Hier habe ich fünfzig Taler in Gold. Nimm sie und werde glücklich an Elisabeths Seite! — Und du, mein Mädchen, sei meinem Jörg eine gute Frau und trage das Glück in sein Leben!“

„Ja, ich will es!“ sagte Elisabeth schlicht.

„Habe Dank, Vater, für all deine Liebe. Und nun bitten wir noch: fülle uns den Rucksack mit Brot und Fleisch.“

Mit gewisser Hast erfüllte Jörgs Vater diese Bitte. Dabei sprach er:

„Ist es denn gar nicht möglich, Kinder, hier noch etwas länger zu weilen —? Ich möchte so gerne wissen, wie es euch bis heute erging, was ihr treibt und wie ihr euer Unglück ertraget. O, ich hätte so vieles zu fragen! — Aber, Jörg, da fällt mir etwas ein: Bleibet hier, heute nacht. Ich verstecke euch in der Frühe auf dem Boden des Hauses. — Und dann könntet ihr morgen nacht in die Wildnis zurückgehen.“

„Vater! Um Gottes Barmherzigkeit willen, führe uns nicht in Versuchung! Nein, in deinem Hause sind wir nicht sicher. Wer weiß, was geschehen könnte —? Wenn eine Haussuchung erfolgte — wenn — —, o, ich wage nicht weiter zu denken ... Nein, wir müssen zurück in unsere Höhle!“

„Was, ihr wohnt in einer Höhle —?“

„Ich hab mich versprochen, Vater. Du darfst es nicht wissen, wo wir sind! Aber wir haben einen Unterschlupf gefunden, irgendwo tief in der Wildnis, wo man uns nie findet.“

[147] „Gott ist barmherzig!“ sagte der Henneken-Bauer und faltete die Hände. „Und beim Blute seines gekreuzigten Sohnes: er soll euch diesen Schutz zeitlebens gewähren!“

„So wollen wir beten, Vater; aber nun laß uns gehen. Ich komme ein andermal wieder. Volpert Thoniers weiß mehr von uns. Unterhalte dich mit ihm. Er kann dir manches erzählen. — Wenn aber das Wetter umschlägt, und lange, düstere Nächte aufkommen, dann steige ich mal wieder herunter. Dann bleibe ich länger bei dir. Bis dahin aber, Vater, behüte dich Gott!“

Damit gingen die beiden.

Aber nicht etwa auf geraden Wegen gingen sie zu ihrem Versteck, vielmehr schlugen sie eine ganz andere Richtung ein. Und so gelangten sie erst nach vielen Ilmwegen unbehelligt bei ihrer Höhle an.

„Unsere Vorsicht war doch vielleicht übertrieben“, meinte Elisabeth, die ob der schweren Traglast erschöpft, sich sogleich auf ihr Lager begab.

„Uebertrieben, mein Lieb, — sage das nicht! Bedenke gar wohl, es geht um das Leben! Vergiß das nie. Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich die Verantwortung für dich nicht gehabt, dann hätte mir diese unerklärliche Furcht nicht so kalt im Nacken gesessen. — Denn ich kann laufen, wenn's sein muß!“

Nun kicherte das Mädchen:

„Und das traust du mir natürlich nicht zu —? Ach, ich bin so flink wie ein Reh! Wenn einmal die Zeit kommen sollte, wo es heißt: den Beweis zu erbringen, dann wirst du es sehen, Geliebter. Nun aber habe ich rechtschaffenen Hunger!“

„Ich glaube es dir. Und den Schlaf spüren wir auch.“

[148]

14

Nachdem sich das Paar gestärkt, empfahl es sich betend dem Schutze des Himmels, um sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf zu versinken.

— Der junge Tag kam herauf.

Das Leben erwachte nun ringsumher. Die Vögel wurden lebendig und sangen ihr Lied in den herrlichen Morgen.

— Die Sonne stieg höher.

Bald küßte sie die Spitzen der Berge, so daß ihre Häupter erglühten. Und dann überschüttete sie mit ihrem belebenden Strahlengewoge die fruchtbaren Aecker, die ganze lebende, gottgesegnete Welt.

— Mittag war schon vorüber.

Die Bewohner der Höhle schliefen noch sacht, da stand auf einmal schweifwedelnd ein mächtiger Wolfshund am Eingang der Höhle, kroch hinein, beschnupperte die beiden und stieß dann ein freudiges Bellen aus.

Elisabeths Munde entfloh ein lautet Schrei des Entsetzens. Noch im Halbschlaf sprang Jörg wie von der Sehne geschnellt auf die Füße und — — sah auf ‚Jüppe‘, den heimischen Hofhund.

Jüppe sprang an dem behenden Jörg hoch und gebärdete sich vor Freude wie toll.

Jörg war der Schrecken derart in die Knochen gefahren, daß seine Knie schlotterten. Sein Herz klopfte rasend; sein Atem ging stürmisch.

Da kauerte sich der mannstarke Hund auf den Boden, als erwarte er Prügel. Sein Hundeinslinkt nahm wahr, daß er hier nicht willkommen war.

Jörg preßte beide Hände auf das heißklopfende Herz und befahl mit fliegendem Atem: [149] „Halt ihn fest, Elisabeth!“ Dann stand er draußen. Sein Blick spähte ringsumher, um eine etwaige Gefahr zu ergründen. — — Doch gewahrte er rings in der Weite kein lebendes Wesen.

Hoffentlich hatte die Treue des Hundes, der durch den nächtlichen Besuch seines Herrn auf dem Vaterhofe dessen Spur aufgegriffen hatte und somit den Zufluchtsort der beiden entdeckte, keine nachteiligen Folgen! Langsam beruhigte sich Jörg. Dann seilte er dem Hunde das Maul zu, damit er nicht mehr zu kläffen vermochte; — nahm einen Stein, ritzte zwei Kreuze darauf, knüpfte diesen an das Halsband des Tieres, — führte Jüppe bis an den Waldrand, brach dort eine kräftige Rute, — und dann erhielt Jüppe für seine Treue Prügel, daß das arme Tier fast zusammenbrach. Wie ein Blitz sauste Jüppe nach Hause.

— — — — —

Hier fand der Henneken-Bauer den Stein mit den zwei Kreuzen des Sohnes. — Und er erblaßte. — Die Hände zitterten ihm, als er eine neue Kette an der Hauswand befestigte. Und nun traf Jüppe die furchtbarste Strafe: er ward an die Kette gelegt.

*

In den ersten Tagen verspürte Jörg nichts mehr von der drückenden Einsamkeit. Auch die Begierde nach Arbeit kam nicht mehr hoch. Er dachte nur an Gefahr und Entdeckung. Seine in der Wildnis geweihten Sinne waren schärfer als die der anderen Sterblichen. Es lag eine große Unruhe in all seinen Gliedern. Spielte nur der Wind [150] in den Kronen der Baume, dann schrak er manchmal zusammen.

Aber es geschah nichts.

Am liebsten hätte er Jüppe mit seinen Kräftigen Armen erdrosselt!

Allmählich erst kehrte seine alte Ruhe zurück.

Diese Ruhe brachte ihm auch seine Sicherheit wieder. Oft lag wieder ein herzliches Lächeln um seinen Mund.

Nachdem Jörg aber das Los seiner Liebsten — an sich selber dachte er gar nicht! — wieder ungefährdet erschien, machte sich auch wieder die Erkenntnis seines Zweck- und inhaltlosen Lebens bemerkbar.

Er schnitzte mancherlei Gegenstände aus Holz, Figuren und Gefäße. Er schärfte Steine, aber alles das gab ihm doch keine rechte Befriedigung. Der Kampf, den er gegen sich selber austrug, ward zusehends lahmer. Das stetige Zusammenleben der zwei auf engstem

Raum, die Zärtlichkeiten des Mädchens und das Leben ohne jegliche Pflicht ließen Jörg eines Tages seinem Ungestüm pulsenden Blut erliegen.

Elisabeth schenkte sich ihm mit einer Selbstverständlichkeit, die keine Reue, keine Vorwürfe kannte.

*

Es war unverständlich; man hatte alles getan: Das Gericht stand vor einem Rätsel.

Nirgends wurden Elisabeth Thoniers und Jörg Henneke gefunden. Sie waren wie von der Erde verschwunden. Und dennoch mußten sie irgendwo stecken!

Der Vogt wurde gelb und grün vor Aerger. Er sorgte dafür, daß in der Verfolgung kein Stillstand aufkam. — —

[151] — — Auf's Neue wurden die Wälder in der Nähe und Ferne — ohne Erfolg — durchsucht.

Da die Annahme, die beiden könnten sich vielleicht noch in der Nähe aufhalten, durch das stete erfolglose Suchen entkräftet ward, so blieb nur noch eine Folgerung übrig: Die Flüchtigen hatten Glück gehabt und die Grenze passiert ... Sie befanden sich nunmehr in Sicherheit.

Unter falschem Namen lebten sie irgendwo — — — Der Vogt fluchte; eines Tages aber kam ihm eine Erleuchtung. Er tat einen langen Pfiff durch die Zähne.

Wie denn, wenn man die zwei Alten aufs neue einsperrte und einmal „gefühlsmäßig“ verhörte —? Wenn man die Daumschrauben einmal versuchte —? Vielleicht könnten sie dann einen Anhaltspunkt geben, wo man das flüchtige Paar suchen sollte. — — —

Der Vogt stellte bei Gericht den Antrag. Der Richter Trilling aber schüttelte den Kopf. Es sei gänzlich zwecklos, sagte er, die Alten zu vernehmen, zumal Volpert Thoniers wie auch der Henneken-Bauer bei ihrem Eide wahr gesagt hätten: nichts anderes über den Aufenthalt ihrer Kinder zu wissen, als daß sie dem Rheinland zustrebten. Er sei zu sehr Menschenkenner, um zu wissen, wie diese beiderseitige Eideserklärung zu werten sei.

Aber des Vogtes unbändiger Haß verlangte Entspannung. Er sagte, die zwei Alten könnten inzwischen von den Flüchtigen irgendwie benachrichtigt sein ...

Zwar glaubte er selbst nicht daran, was er sagte. Aber er hatte eine Lust daran, wenn Volpert Thoniers and Jodokus Henneke die Folter zu spüren bekämen. — So würde er die Kinder in den Alten rächen — — — Obwohl der Richter Trilling den Vogt als einen [152] verabscheuungswürdigen Menschen kannte, leuchtete ihm dessen Vorschlag schließlich doch ein.

— Und er unterschrieb den Verhaftungsbefehl.

— — — — —

Tage vergingen; Wochen zogen ins Land.

Von Jörg und Elisabeth hatten die Väter lange nichts mehr gehört und gesehen.

Sie sagten zu einander: daß es nur noch eine Möglichkeit gäbe: sie müßten die Grenze überquert haben und in Sicherheit sein.

Als dann aber unvermittelt und plötzlich ihre Verhaftung erfolgte, da glaubten sie, daß man nun ihre Kinde! gefaßt habe und die Väter mit den Kindern bestrafen wollte.

Die Verhöre begannen.

Die Alten bekannten: Es sei vor über drei Wochen gewesen, da wären die beiden um Mitternacht gekommen, hätten den Segen der Eltern erbeten, da sie über die Grenze wollten, um heiraten zu können. Seit dieser Nacht wisse man nichts mehr von ihnen. Sie hätten die Kinder reichlich mit Geld und Lebensmitteln versehen. Und seit jener Stunde seien sie einfach verschollen.

Sie sprachen darauf ihren Eid mit dem besten Gewissen.

Die Folter wurde den Alten ob der besseren Einsicht des Richters Trilling erspart. — Dem Vogte ging darob die Galle ins Blut. Aber zu ändern vermochte er es nicht.

Das einzige, was ob der Verhöre geschah, was, daß der Richter jeden der Alten wegen Beihilfe zur Flucht mit acht Reichstalern Strafe belegte.

15

Es ging in den Roggenherbst.

Die Menschen der damaligen Zeit fühlten und schauten das tausendfältige Leben um sich, wie es aus Feldern und Fluren gedieh.

Sie segneten das Korn auf den Aeckern, das ihnen nun als reicher Lohn ihres Schaffens Ziel und Fülle verhieß.

Aus Keim und Sonne gepaart, grünte einmal die Flur. Der Winter kam darüber und ging. Und der Frühling lachte ins Land. Da trieben die zartgrünen Keime steil in die Höhe, strebten zur Sonne, zum Licht, und wuchsen zu Aehrenfeldern zusammen.

Die Bauern standen mit Ehrfurcht vor dem gilbenden Schimmer des Kornes. Sie vermochten es kaum zu fassen: War es schon wirklich so weit. —? Schwand so schnell der Sommer —?

Auf die bangklingende Frage gaben die gesegneten Fluren die Antwort:

Ja, es war nun so weit! Sie, die Felder, trugen den Segen und schenkten ihn in die Hände der Menschheit, der es ewiglich hungerte nach Liebe und Brot ...

Es war zwar ein wenig schwarz, dieses Brot, voller Herbheit und Schwere, aber es war gutes Roggenbrot! — Und wenn es auch so schwarz war, wie die Erde, — nun, aus ihr wuchs es ja auch empor! — Es gehörte eben zu den Menschen, die diese Felder bearbeiteten.

— — — Und nun rauschten die Sensen im Korn!

Aus Bangen und Warten, über Winter und Frühling und glutender Sonne mit Donner und Blitz, mit Schloßen und Hagel wurde nunmehr Gewißheit und Segen! — Und so ward aus schwermütig klingendem [154] Abschied der stürzenden Halme das tägliche Brot, — wie auch durch neue Aussaat ein neues, freudevolles Auferstehen auf den Fluren, welches dem Fortbestand des menschlichen Daseins einen sicheren Untergrund gab.

... Dort oben am Waldesrand standen oftmals zwei Menschen; ein Mann und eine Frau. Sie schauten auf die werkenden Menschen der Heimat hinab. — Hier horchten sie auf das Schärpen der Sensen. Hier auch sahen sie auf die geschäftigen Frauen, deren fleißige Hände die Halme aufrafften. Schnell gebündelt standen sie bald wie betende Engel in aufgerichteten Stiegen und schmückten in langen Reihen die Felder.

Und diese Stiegen, welche den ganzen Segen eines Jahres in sich bargen, standen bald auf allen Fluren des Landes, kreuz und quer, — hier und dort — im Tal und am Hügel. — —

So war auch das Leben.

Ueber Kindheit und Jugend, über Reife und Alter stand i m m e r der Tod ...
Ausnahmen gab es nicht.

Elisabeth erkannte, daß jegliche Saat auch Ernte bedingte. — — Jegliches Reifen war ohne Stillstand; — es gab kein Verweilen, kein Zurück in der Welt.

Das Mädchen beugte ob dieser Erkenntnis das Haupt.

Frohe Hoffnung und Sorge erfüllte sie. Elisabeth fühlte sich Mutter. Nur Jörg wußte bis jetzt noch nichts davon.

— — — — —
In einer finsternen Nacht, als der Regen aus den düsteren Toren des Himmels quoll, war Jörg auf dem Wege zum Vater.

Gebückt, als trage er zu schwere Lasten, schritt er zu Tal. Und er stöhnte und sprach:
[155] „Armes, unseliges Wesen! Es ist furchtbar, aber wahr, du trägst schon im Schoße der

Mutter den furchtbaren Fluch: Kind einer Hexe zu sein! — Und dabei ist deine Mutter als Hexe ebenso unschuldig wie du, dessen Augen die Sonne noch nicht gesehen haben! — Ah, — Gott mag mir verzeihen, daß ich dich einem Dasein überantwortet habe, das dir mit Fluch und Verfolgung, mit Elend und Schande droht!“

Jüppe, der von Jörg geprügelte Wolfshund, benahm sich wie toll, als der nächtliche Gast dem Vaterhause nahte.

Er klopfte dem Vater. Bald saß er dann in der heimischen Stube am Tische. Der Henneken-Bauer aber ging hinaus, um dem noch immer bellenden Hunde einen kräftigen Fußtritt zu geben, daß sich Jüppe, vor Schmerzen winselnd, in seine Hütte verkroch.

Indessen saßen Vater und Sohn einander gegenüber. Der alte Henneken-Bauer ließ sich erzählen. Er unterbrach Jörg nicht.

Was Jörg nach seinem Bekenntnis erwartete, kam nicht; der Vater hatte kein Wort des Vorwurfs für ihn. — — Es sei keinem Menschen gegeben, über das Verhältnis der Kinder ein Urteil zu fällen, sprach er. Dies hätte er übrigens vorausgesehen. Die unselige Verquickung der Lage hätte keinen anderen Ausgang aufkommen lassen. Dieser verständigen Auslegung schloß er gut gemeinte Ermahnungen an.

Der Alte fuhr sich mit der Rechten über die Stirn und sprach: da er, Jörg, nun um seine Vaterschaft wisse, so sei es Gottes Gebot, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie er sich Elisabeth gegenüber verhalten müsse.

Dann fuhr er fort:

„Wie gerne würde ich euch hier ein Obdach geben! [156] Der Gedanke quält mich, euch in solcher Unsicherheit zu wissen. Elisabeth bedürfte gerade jetzt einer behaglichen Häuslichkeit, einer freundlichen, angstlosen Umgebung. Aber wie soll ich es ändern —? Ich kann nur für euch beten. Und das tue ich Abend für Abend.“ Der Alte stützte den Kopf in die Hände.

„Und du verurteilst uns nicht, Vaters?“ staunte Jörg.

„Dazu entbehre ich jeglichen Rechts! Ueber das zu richten, was geschehen ist, gehet Gott an, nicht mich. Sieh, Jörg, Gott selbst hat ja die Liebe in die menschlichen Herzen gelegt, auf daß wir als göttliches Werkzeug ihm dienstbar seien im Sinne der Schöpfung. — Und wäre das nicht so, mein Sohn, dann bliebe uns Sinn und Ziel alles Lebens verhangen. Erkenne das wohl: es ist heilig und groß!“

Allso sprachen Vater and Sohn über das, was ihnen am nächsten lag. Jörg richtete sich an des Vaters Worten empor.

Und draußen klopfte der Regen; die Stunden rannen dahin. Allmählich ging es dem Morgen entgegen.

Mit Lebensmitteln und Decken für Elisabeth beladen, schritt Jörg bedächtig, aber viel leichter als er gekommen, in die Stille des Waldes zurück.

*

„Du bist lange geblieben, Jörg! Ich hatte Angst und größte Sorgen um dich“, sagte Elisabeth, als Jörg — wie ein Weihnachtsmann beladen — in die Höhle eintrat.

„Warum, liebe Elisabeth?“

„Nun, warum soll ich's nicht sagen, Jörg, diese Stunden waren so schlimm für mich wie damals die Nacht im Gefängnis!“

„Aber warum denn, warum —?“

[157] „Du glaubtest mich schlafend, als du die Höhle verließest; dem aber war nicht so. Ich sah dich wohl gehen. Erst wollte ich dir einen Kuß geben, ein gutes Wort auf den Weg; — ich besann mich aber, daß es besser sei, du wähtest mich schlafend. So ließ ich dich ziehen. Im Geiste aber verfolgte ich jeden Schritt, den du tatest. Ich wußte: nun ist Jörg daheim ... Aber da erscholl ein furchtbares Bellen; — — und dieses Bellen hielt an, bis es in einem Wimmern

erstarb. — O, wie schmerzlich habe ich da auf deine Rückkehr gewartet! Stunde um Stunde, jede eine Ewigkeit lang, ging dahin. — — Und du kamst nicht! Aber Jörg, nun sage mir alles: da wurdest verfolgt — —?“

„Aber nein, Elisabeth, nein! Es haben mich keine anderen menschlichen Augen gesehen als die meines Vaters. O, mein armes Lieb, du! Hätte ich gewußt, welche Qualen du inzwischen hast ausstehen müssen, ich wäre unverzüglich zurückgelaufen, um dich zu beruhigen.“

Jörg küßte Elisabeth innig.

Elisabeth streichelte Jörgs Hände. Dabei flüsterte sie in tiefstem Erglühen:

„Wenn du solange bei dem Vater gewesen bist, dann hast du ihm auch sicher gesagt — — —“

„Ja, Elisabeth, alles habe ich Vater gesagt.“

„Nun, und — ?“

„Vater ist ein edler Mann! Er verurteilte, verdamnte uns nicht. Er sprach ruhig und gut zu mir. Ja, er entschuldigte uns fast.“

„O, ist das wirklich und richtig wahr — ?“

„Ja, so wahr wie unsere Liebe!“

Es ist seltsam: in all ihrem bisherigen Elend hatte Elisabeth noch kaum geweint. Nun aber lösten sich [158] reichliche Tränen: All ihr brennendes Weh kam zum Durchbruch.

— — — — —
Als das Paar sich kurz nach Mittag erhob, da gewahrte Jörg um Elisabeths Mund wieder das herzige Lächeln und all den Liebreiz der früheren Tage.

Wohl war Elisabeths Leben in der Höhle dasselbe wie früher, und doch war es anders geworden. Elisabeth wußte nicht wie. Etwas Neues war in ihr Bewußtsein getreten, hatte das Dunkel lichter gemacht, die Bitterkeit des Abgeschlossenseins von ihr genommen. — Jörg hatte dem Vater ja alles gesagt. — Und der verfluchte sie nicht! — Dieses aber erweckte in Elisabeth von neuem das Wertbewußtsein der eigenen Person und der großen Dinge des Lebens. Aus dem Erlebnis der Gemeinschaft mit ihrem Liebsten und der glücklichen Kunde des heutigen Morgens war der Glaube an den Sinn ihres ärmlichen und traurigen Lebens in ihrem Herzen um ein Vielfaches gewachsen.

— — — — —
Am anderen Tage, als Elisabeth sich um die Mittagszeit etwas niedergelegt hatte, fiel sie in einen erquickenden Schlummer.

Sie lächelte selig im Traum. Ihr träumte: sie war glücklich Mutter geworden ... In den Armen hielt sie einen herzigen, blondhaarigen Knaben. Der Kleine sah sie mit tiefblauen Augen an und lächelte fein.

Auf Elisabeths Zügen lag ein so glücklicher Ausdruck, als trage Gott selber sie durch sein herrliches Reich ohne Grenzen.

Was galt nun noch die ärmliche, schmucklose Höhle! Was scherte sie nun Verfolgung und Haß — ? Was galt ihr jetzt die Meinung der Menschen! — Alles das [159] verflog vor dem seligen Wissen: ich trage ein Kind! Und dieses gehört mir! Jörg saß vor ihrem Lager, sah ihr in das lächelnde Antlitz und dachte: noch niemals im Leben habe ich so glückliche Züge gesehen, wie Elisabeths Gesicht sie spiegelt.

„Es ist wie ein Märchen“, sagte Jörgs Herz.

„Geschah gar ein Wunder — ? Gewiß doch: das Wunder der Menschwerdung der Mühseligen und Beladenen!“

Und alles das hatten seines Vaters Worte bewirkt. Deshalb überstrahlte ihre Züge dieses Lächeln wie der Abglanz einer besseren Welt.

Da neigte sich Jörg voll überströmender Liebe und küßte Elisabeth auf den Mund. Sie erwachte davon. Zuerst sah sie Jörg ein wenig erschrocken, dann aber mit strahlenden Augen an.

„Ich habe etwas Wunderbares geträumt“, sagte sie. Dann erzählte sie Jörg ihren Traum und vollendete glücklich: „Gott schenke uns die Erfüllung dessen, was ich im Traume gesehen! Er gebe, es werde ein Sohn und schenke ihm, daß er dereinst werde lächeln können wie du!“

*

Im Dorfe ging das Leben seinen gewöhnlichen Gang. Nichts Besonderes ereignete sich.

Und dort oben im Walde hausten zwei glückliche Menschen.

Unentwegt hatten dort zwei Minder fröhliche Worte, zwei Augenpaare einen heiteren Schein.

Dort schlugen zwei liebende Herzen den blutwarmen Takt ihres Lebens. Und das glückliche Lachen der beiden vergoldete alle Winkel der Höhle.

Mochte auch der Herbst durch die Lande ziehen, von **[160]** des Gebirges Gipfel bis zum fernsten Meer, — die Landschaft Trauergewandung anlegen, — dort oben war Erwartung und Glück!

Die Liebe hatte sie vereint. Und in den seligen Stunden der Tage und Nächte wurden sie sich Vertraute ihres heiligsten und tiefsten Empfindens, Kameraden des Glücks!

Der Vergangenheit dunkle Schatten verschwanden. Nur das Himmelslicht blieb. Und dies erfüllte zwei Seelen mit der Köstlichkeit aller Schöpfung.

Sehr oft gingen sie zum Waldrand. Dort schauten sie wunschlos in die herbstliche Welt.

Hier sahen sie Sterne und Mond aufgehen. Sahen oftmals den Tag anbrechen, die Farben erwachen, — sahen Wolken um die Berge sich schmiegen, die Heide sich breiten, Windmühlen sich drehen.

16

— — Der Purpur der Wälder verglühte.

Der Wind fuhr hinein in die leuchtenden Kronen der Bäume und riß die Blätter zu Tausenden mit sich.

Und der Wind sang nun sein ewiges Lied vom Sterben.

In diesen welkenden Tagen mußte es geschehen, daß Jäger ihre Flinten ergriffen, ihren Hunden piffen und die Gräfliche Waldung durchstreiften.

Man schrieb den 26. Oktober 1630.

In den Tälern lag noch der Rauhreif.

Soeben stieg die Sonne empor. — Es war bitterkalt.

Da zog die Jagdgesellschaft, darunter auch der Vogt, die Flinte geschultert, bergaufwärts.

Sie sprachen vom Jagen und Hegen des Wildes; sie **[160]** prahlten über Jagdglück, wie sie es niemals gehabt; — über mustergültige Schüsse, die nur in ihrer Einbildung bestanden; — über erlegtes kapitales Wild, wie es noch niemals gelebt: — Jägerlatein. Darauf berieten sie die Jagd dieses Tages und gingen nach verschiedenen Seiten auseinander.

*

Elisabeth löste sich nach einer glücklichen Stunde aus den Armen des Liebsten. Sie sah ihm in die leuchtenden Augen.

„Du, Jörg, ich habe schon manchmal gedacht, Unser Glück sei zu groß, als daß es von Dauer sein könnte.“

„Aber, Elisabeth! Solches zu denken ist Sünde! Unter deinem Herzen lebt ja das Kind. Und da darfst du nur sonnige Gedanken haben. Unser späterer Bub soll doch ein Sonnenkind werden!“

„O, Jörg, wie sehne ich mich nach der glücklichen Stunde, da wir das Kind haben werden!“

„Und ich, Elisabeth! Aber ich habe auch noch etwas anderes bedacht: wir müssen in den ersten Tagen diese Höhle verlassen und wandern. Der Winter steht vor der Türe. Da können wir nicht in dieser Höhle sein. Aber wenn das auch nicht wäre, so sollte unser Kind doch nicht in dieser Höhle geboren werden! Deshalb wird es Zeit — — —“

Jörg unterbrach sich und lauschte. — Er wurde blaß wie Linnen, — ging bis zum Eingang der Höhle; — dort blieb er schweratmend stehen und — sah in ein Paar feurige Augen.

Ein mannstarker Jagdhund stand vor ihm. Das Tier bleckte die Zähne und knurrte. Nun vernahm er auch Stimmen. Und der Unglückshund kläffte ihn an. Er wich nicht von der Stelle.

[162] „Was hat denn da mein braver Alex entdeckt —?“ rief der Vogt. „Da muß ein Fuchsloch sein! Muß doch mal nachsehen.“ Mit diesen Worten stand der Todfeind des Paares vor der Höhle.

Er riß die Ranken mit unzarter Hand fort. Und dann lachte er, — lachte, — lachte voller unbändiger Schadenfreude.

Denn er hatte das Paar entdeckt.

„Weidmannsheil!“ schrie er. „Herbei ihr Herren! Ich habe ein sehr wertvolles Wild gestellt! Alex, paß auf!“ rief er dem Hunde zu, als Jörg nun geduckt aus der Höhle trat. Jörgs Augen flammender Blick verhiess dem Vogt nichts Gutes. Der Schurke wich langsam zurück. Und als Jörg sich nun dachte, um den Vogt anzuspringen und ihm das Genick zu brechen, da rief dieser:

„Alex, faß!“ Der Hund fiel Jörg an. Aber einmal im Sprunge begriffen, wälzten sich beide, Jörg und der Hund, miteinander ringend am Boden. Da wollte es der Zufall, daß der rasende Hund Jörg in den Hals biß und ihm die Pulsader zerriß ...

„Alex, zurück! Her zu mir!“ rief der Vogt, der das Unglück mit Entsetzen gewahrte. Denn wenn der Bursche hier verblutete, dann entging ihm das einzigartige Vergnügen, Jörg erst gefoltet zu sehen, bis seine Augen sich im Wahnsinn verdüsterten ... Und schließlich sollte der Junge des Mädchens Los teilen, oder et wollte ihn wenigstens baumeln sehen ...

Der Vogt war ein Teufel!

Die Jäger liefen herbei, sahen Jörg in seinem Blute liegen; — eine einstimmige Frage an den Vogt, — der sagte:

[163] „Der Alex, mein Hund, hat den Burschen gerichtet. — Und weiß Gott, das ist schade genug!“

„Du verdammtes, elendes Vieh!“ rief Hans Konyneck, der Rittergutsherr, riß die Flinte an die Wange und schoß den Hund vor den Augen des Vogtes zu schanden.

„Seid Ihr verrückt!“ schrie der Vogt. „Was fällt Euch ein, meinen braven Alex zu erschießen! Ich ohrfeige Euch wie einen Lümmel, der Ihr auch seid!“ So schrie der Vogt voll unbändiger Wut. Sein Gesicht war krebsrot.

„Wartet, Vogt, den Lümmel streiche ich Euch an, so wahr ich der Rittergutsherr vom Konyneckshof bin! — Ein jeder hat's ja gehört.“ Da kniete der Sprecher auch schon neben Jörg.

„Verloren!“ dachte er, als er die Halswunde und das hervorspritzende Blut sah. Dann rief er:

„Du bist ja der Jörg, der Sohn des Henneken-Bauern!“ Er half dem Todgeweihten in sitzende Stellung, preßte die Finger seiner linken Hand auf die tödliche Wunde und fragte:

„Hast du noch Wünsche, Jörg Henneke —?“

„Elisabeth!“ stammelte der.

„Elisabeth —? Wer ist Elisabeth —? Ah, Elisabeth Thoniers —? He, hallo, weiß jemand, wo Elisabeth Thoniers ist?“

„Der Vogt — ist ein — Teufel! ——— Wenn ich — ich sterbe, Elisabeth ...“

Das Blut startete sich in Jörgs Munde. Aber plötzlich versuchte er aufzuspringen. Sein sterbendes Auge hatte den Vogt gewahrt, der in die Höhle eindrang. Er rief:

„Da — — in der — Höhle — —,“

Einer der Jagdherren folgte dem Vogte.

Elisabeth war, als der Hund ihren Jörg angefallen, [164] durch eine Ohnmacht all dem Furchtbaren entzogen worden. Aber sie kam wieder zu sich, als man sie aus der Höhle trug.

Sie weinte laut auf, als sie Jörg in seinem Blute sah.

„Elisabeth, — —,“ Da verstummte sein Mund. Was Jörg nach sagen wollte, blieb unausgesprochen. Und eben wollte der Rittergutsherr Jörgs Körper zurückgleiten lassen, da öffnete dieser noch einmal die Augen. Der bleiche Mund lispelte kaum noch verständlich: „Gott sei — mir — gnädig!“

Und Jörg Henneke verschied in den Armen des Konynecks.

Elisabeth hatte ein Weinkrampf befallen. Unausgesetzt schrie sie nach Jörg.

— — — — —

Es war ein trauriger Zug, der sich zum Dorfe bewegte. Auf einer schnell hergerichteten Bahre lag stumm und von Blut überströmt Jörgs lebloser Körper. Tannenzweige verdeckten den gräßlichen Anblick. Auf dem Arm des Rittergutherrn gestützt, wankte Elisabeth zu Tal.

Das gab ein Aufsehen im Dorfe!

Die Menschen stürzten zusammen. Das war ein Fragen und Fluchen über das Hundevieh und ein Grollen gegen den Vogt, daß diesem schier unheimlich wurde.

Erschüttert stand der alte Henneken-Bauer vor der Leiche seines Sohnes. Sein Kopf sank auf die Brust.

Aber keine Träne entfiel seinen Augen.

Jörg wurde in seiner früheren Schlafkammer aufgebahrt.

Und dann fiel der Vater in den alten, bereits vom Wurmfraß gezeichneten Stuhl. — Er sah, was um ihn her vorging, — hörte die Leute auch sprechen, — [165] aber es berührte ihn nicht. Schließlich startete er wie ein Irrsinniger immer auf einen Punkt ...

Elisabeth Thoniers brach an der Bahre zusammen. Ihr wildes Schluchzen durchhallte erschütternd die Räume.

Und als der Vogt nun gar die Dreistigkeit hatte, Elisabeth aufzufordern, mit ihm zu gehen, da er als maßgebende Amtsperson sie verhafte, da hätten die Bauern den Elenden fast verprügelt.

Hans Konyneck faßte den Vogt am Rockzipfel, nahm ihn mit nach draußen und zischte ihn an: „Herrr! — Herrr, hier, wo die Majestät des Todes herrscht, da, haltet Ihr gefälligst den Mund! Doch gehen wir mal eben hinaus, draußen ins Freie; ich habe mit Euch zu reden!“

Als aber der Vogt keinerlei Absicht kundgab, die Türe zu der Totenkammer aus den Augen zu lassen, da pflanzte sich Hans Konyneck vor dem Menschen auf, — wies ihm wortlos die Türe. — Und vor den flammenden Augen, den drohenden, verachtungsprühenden Blicken wich der Vogt von der Deele.

— Die beiden standen sich draußen gegenüber.

Hans Konyneck herrschte den Elenden an: „Ist das Euere ganze amtspersönliche Bildung —? Euer Anstand —? Ihr schämt Euch nicht, dort im Hause, wo der Tod und die Trauer einzogen, das arme, offensichtlich schwangere Mädchen verhaften zu wollen —? Pfui Teufel nochmal!“ Der Vogt bebte ob dieser Worte vor Wut.

„Ich verbitte mir, Herr, mich in dieser —äh,— äh, ——— verächtlichen Weise wie einen Jungen — äh — abzufertigen! Wißt Ihr nicht, wer ich bin?“

Eine verächtliche Handbewegung des Konyricks; sein Blick maß den Vogt von oben bis unten. Er sprach:

[166] Was Ihr seid, Herr, das weiß ich. Aber ich schwöre: noch heute werde ich an den gnädigen, hochwohllöblichen Grafen von Fürstenberg einen Schriftsatz verfassen, welcher unserem Herrn in freier und offener Weise die Vorzüge des Herrn Vogtes eindeutig beleuchtet! — — So, nun gehet! Ihr habet hier nichts mehr zu suchen!“

„Das werden wir sehen! Euere Drohungen schrecken mich nicht. Und ich gehe auch nicht eher, bis die Hexe gefesselt neben mir geht! — Ich selber bringe sie aufs Gericht.“

„Mann, Ihr sterbet vor meinen Augen, genau so wie Euer elender Hund, wenn Ihr es waget, dieses schwangere Weib zu berühren! — — Ich bürge für Elisabeth Thoniers! — Stelle Kautio! — Ja, ich stelle unserem Herrn Grafen hundert Reichstaler Kautio, wenn Elisabeth frei bleibt — — Und nun, Vogt, gehet!“

Vor des Konyricks funkelnden Blicken duckte sich der Vogt. Er ging. Aber er dachte bei sich:

„Ihr Toren! — Ihr Esel! — Macht doch, was euch gut dünkt! Ich aber tue das meine. Ha, verdammt will ich sein, wenn diese Hexe nicht noch heute in Ketten gelegt wird, morgen auf die Folter und übermorgen auf den Scheiterhaufen kommt!! Warten mir ab. Und du, Herr vom Rittergut, schreibe du ruhig und schicke deinen Schrieb an den Grafen. Das ist umsonst. Der Graf ist auf Reisen ... Und falls sein Sekretarius nicht einen Eilboten von Attendorn schickt, dann ist es für Elisabeth Thoniers zu spät ... Und du kannst deine Taler behalten.“

*

„Elisabeth Thoniers, komm doch einmal hierhin“, bat Hans Konyrick. „Ich habe etwas sehr Wichtiges **[167]** mit dir zu besprechen. Siehe, ich will gleich ein Schreiben an den Herrn Grafen abschicken. Und nun bitte ich dich: sage mir jetzt auf Ehre und Seligkeit, ist das Wort, das Jörg in den Gerichtssaal geschleudert hat, wirklich wahr —? Hat dir der Elende einen hm, — hm, unsittlichen Antrag gemacht —?“

„Ja, bei Gott, das ist wahr!“ Und nun erzählte das Mädchen unter tiefstem Erglühen dem Gutsherrn Konyrick alles, was sich damals in ihrer Stube begeben hatte. Jene Stunde hatte sich ihrem Gedächtnis unauslöschlich eingepägt.

Der Rittergutsherr bebte vor Wut. — — — Seine Augen lohten vor gerechter Entrüstung und Verachtung. Und als er dann zur Besinnung kam, bat er: „Gehe jetzt ruhig nach Hause, zu deinem Vater. Dir geschieht nichts! Ich verspreche es dir. Sofort schreibe ich an unseren Herrn Grafen, werde deine Unschuld beschützen und dein Leben erkaufen. — Sei nur ganz ruhig. Ich bürge für dich!“

Mit diesen Worten wandte sich Konyrick und ging.

Daheim angelangt, nahm er ein Stück Aktenpapier, Tinte und Gänsekiel und verfaßte ein Schreiben an den Grafen Friedrich von Fürstenberg in Attendorn.

Hans Konyrick meldete dem Grafen, daß der Vogt ein „gantz großer Schubiak²⁴“ sei; derselbe plane ein Verbrechen, welches der Graf aus Gerechtigkeitsgefühl um Gotteswillen verhindern möge.

Schreiber dieses habe selber der Verhandlung des Kurfürstlichen Patrimonial-Schöffengerichts in Oberkirchen „so umb Hexerey“ gegen Elisabeth Thoniers gehalten, beigewohnt. Und Konyrick wachte es, sogar den Vogt als Urheber der gemeinen anonymen Denunziation zu verdächtigen.

²⁴ Schubiak. aus dem Niederländischen, abwertend Schuft, Lump. *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*, <<https://www.dwds.de/wb/Schubiak>>, abgerufen am 05.08.2019.

Dieser Begriff war zur Zeit des 30-jährigen Krieges mit Sicherheit in dieser Region nicht in Gebrauch. (wdg)

Daraufhin habe dieser elende Bube dem Mädchen [168] nachgestellt und ihr einen unsittlichen Antrag gemacht, mit dessen Erfüllung das Mädchen ihr Leben habe erkaufen sollen.

Elisabeth Thoniers aber hätte den Vogt aus dem Hause gewiesen, den Tod einer Hexe der Entehrung ihres Leibes vorgezogen. Weiter schilderte Konyneck die Verhandlung, welche ja nichts ergab, die aber mit der öffentlichen Anklage und Bloßstellung des Vogtes geendet hatte . . . Die Beschimpfung des Gerichts durch Jörg Henneke, seine Verhaftung mit nachfolgender Flucht und die Befreiung der Braut, sowie der beiden Leben im Walde bis zum heutigen Tage; — die Schilderung der heutigen Jagd, Jörg Hennekes furchtbares Ende durch den Hund des unseligen Vogtes, seinen Schuß, der das Hundevieh niedergestreckt hätte, — alles das schrieb Konyneck nieder mit anschließender Bitte, das durch Jörg Henneke schwangere Mädchen doch erst gebären zu lassen, ehe eine Verhaftung erfolge. Er selber wolle dem gnädigen Herrn Grafen eine Kaution von einhundert Reichstaler für Elisabeth Thoniers stellen, da er überzeugt wäre, daß Elisabeth ganz unschuldig sei.

— — — — —

Diesem Schreiben legte der Rittergutsherr noch eine Privatklage bei, die die Beleidigung des Vogtes als Inhalt hatte.

Unter Benennung der Zeugen verlangte der Schreiber volle Genugtuung für sich, scharfe Bestrafung des Vogtes und Amtsenthebung desselben. Konyneck wies dann erneut auf die Schurkereien des verschrienen Menschen und betonte, daß es an der Zeit sei, das Amt dieses Mannes in ehrenhaftere Hände zu legen . . .

Hans Konyneck überlas diese zwei Schreiben noch einmal und rieb sich die Hände. [169] Ha, diese zwei „Scriebe“ waren über Erwarten gut gelungen! Und sie würden genügen, Elisabeth Thoniers das Leben zu retten, wie anderseits den Vogt ins Verderben zu stürzen.

17

Der Rittergutsherr meinte es wohl gut. Aber er hatte eins nicht bedacht: die Schlaueit des Vogtes, dessen flammender Haß allzu erfinderisch war.

Und dessen Bosheit war nicht minder groß als sein Haß!

— In derselben Stunde, als Hans Konyneck seine Begnadigungsbitte an den Grafen Friedrich von Fürstenberg schrieb, veranlaßte der Vogt die Verhaftung des Mädchens. Mit dem gerichtlich gestempelten Verhaftungsbefehl unternahm der Vogt in Begleitung einiger bewaffneter Büttel Elisabeth Thoniers sofortige Verhaftung.

Elisabeth war zu sehr von dem Schmerze um ihren verlorenen Jörg erfüllt, als daß ihr der Sinn der Verhaftung zu völliger Klarheit gekommen wäre.

Hans Konyneck, dessen Schreiben schon seit vier Stunden unterwegs waren, bebte vor Entrüstung, als er gegen Abend von einem Ausgang zurückkam und die Kunde von der Verhaftung des Mädchens vernahm.

Einen gerechten Fluch über den Vogt sandte Konyneck hinaus zu den Wolken. Und der Himmel mußte ihn hören! Morgen früh würde er sofort sein Reitpferd satteln und den Richter Trilling aufsuchen . . . Er wußte, dann würde noch alles gut. Und dem Mädchen würde [170] kein Haar gekrümmt werden. Denn erst hatte das Gericht die gnädige Entscheidung des hochwohlgeborenen und wohlloblichen Herrn Grafen abzuwarten, ehe etwas Positives geschah!

So sagte sich Konyneck. Er legte sich ruhig und mit den besten Hoffnungen zu Bett.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde, als man das unglückliche Mädchen ins Gerichtshaus brachte.

Und unverzüglich begann das Verhör. Einmal war diese Hexe entronnen; — zum zweiten Male würde es ihr zur Unmöglichkeit gemacht, und wenn die ganze Hölle für die mit ihr Verbündeten aufstand: diesmal käme sie nicht wieder frei! Der Richter verlas seinen Spruch. Dann erhob er angesichts der Wichtigkeit dieser Stunde die Stimme:

„Commissar und Schöffen! Außergewöhnliche Umstände haben diese plötzliche Tagung des Hochgerichts erheischt. Ich bitte, die Plätze einzunehmen.“

Die Männer ließen sich nieder.

„Commissar und Schöffen“, ließ sich der Richter Trilling aufs neue vernehmen, „am heutigen Morgen wurde durch einen glücklichen Zufall die bereits — äh“, — er sah in die Akten, — „äh, durch gütliche Befragung halb überführte Elisabeth Thoniers, flüchtig seit dem Tage ihres Verhörs, wieder aufgegriffen. Zu langen Auseinandersetzungen ist keine Zeit. Diese diffamierte Person hat uns nun genügend Kopfzerbrechen gemacht. — Jetzt wird gehandelt! An den Herrn Grafen wie an den kaiserlichen Statthalter wird Bericht erstattet“

„Hatte diese Verhandlung nicht Zeit, bis Jörg, [171] mein armer, guter Jörg, zur Erde bestattet war —?“ fragte Elisabeth Thoniers mit trauerumflorter Stimme.

„Behaftete, dir ziemt nicht das Wort! Du sprichst nur auf Befragen! Deine Vergehen sind schwer und liegen klar zutage. Bist du geständig —?“

„Ich habe nie ein Verbrechen begangen! Gott ist mein Zeuge!“ rief Elisabeth.

„Inculpatin, ich frage dich: bekennst du dich schuldig der Zauberei —?“

„Nein!“

„Inculpatin, ich verweise auf den Gang des hochnotpeinlichen Verfahrens ... Noch einmal: willst du bekennen?“

„Aber so glaubet mir doch, ich habe nichts zu bekennen. Beim Blute Christi: ich bin keine Zauberin!“

„Herr Zacharias Bender, die Daumschrauben!“

Elisabeth Thoniers wurde gefesselt, gebunden. Und dann setzten die Henker die Marterwerkzeuge an.²⁵

„Gott sei mir gnädig! — Erlöse mich!“ schrie Elisabeth, als sie die erste Folterqual spürte.

Ihre Peiniger aber sahen darin schon ein „Bekentnis“ der Schuld. Und der Richter begann die Inquisition:

„W e r bist du —?“

„O mein Gott, ich kann? ja nicht länger ertragen! So befreit mich doch aus der Qual!“ schrie das Mädchen.

„Wer bist du?“ fragte der Richter von neuem. Und der Vogt sah voll Wollust auf das gepeinigte Mädchen.

„Elisabeth Thoniers. Aber macht mich doch los!“

„Elisabeth Thoniers, du bist beschuldigt der Gemeinschaft mit den dunklen Kräften des Abgrunds, die die Glorie des Schöpfers verhüllen wollen und zu [171] verneinen trachten. — — Bekennst du dich zu ihrem Dienst?“

„Nein!“

Und wieder zog man die Schrauben an.

Elisabeth schrie auf.

„Bekennst du dich zu ihrem Dienst —?“

²⁵ Eine Tatsache, die uns heutigen Menschen mit Grausen und Entsetzen erfüllt. Auf Grund von „Geständnissen“, die keine waren, die durch die grausamsten Folterqualen erzwungen, erpreßt wurden, wurden dann jene unglücklichen Wesen zu einem entsetzlichen Ende verdammt.

„Bei Gott, nein, ich kann doch unmöglich bekennen, Was nicht wahr ist! O, ich werde wahnsinnig, — macht mich doch los!“

Ein neues Hantieren an den Schrauben. — Und ein neuer noch schmerzlicherer Aufschrei der Gequälten.

„Lieber Gott, Erbarmen! Erbarmen! Was habe ich jemals so Böses getan, daß du dieses Furchtbare zulässest?“

„Bekennest du dich als Dienerin der höllischen Kräfte?“ So erklang von neuem die Frage.

„Aber Nein, Ihr Herren, ich sagte es doch schon!“

„Herr Zacharias Bender, die Spanischen Schuhe!“

Dieselben wurden gebracht. Des Vogtes Gesicht war ein strahlendes Lächeln. Feiste Genugtuung sprach ihm aus den Augen.

Armes Geschöpf! Arme Elisabeth Thoniers! Diese neue, haarsträubende Qual brachte das Mädchen dem Wahnsinn nahe. Nun war sie auf jenem Gipfel der Peinen, wo die diffamierte Person alles hinausschrie, was man verlangte.

„Bekennest du dich nun als Dienerin der höllischen Kräfte?“

„Um Gotteswillen, Erbarmen! — Ja, ja!“

„Endlich bekennt diese im Herzen verstockte, teuflische Dienerin ihr schändliches Treiben. — Wußtest du, daß du gegen den Schöpfergeist sündigtest ob deiner teuflischen Bereitschaft?“

„Aber ich war doch garnicht teuflisch — — Wieder [173] zog man die Schrauben an, ein kurzer Zugriff nur . . . „Ahhh!“ schrie die Martyrerin auf. Und sie rief ihr: „Ja, ja!“ — Denn dann ließen die Schmerzen in etwa noch.

„Hast du auch mit Diana, der Göttin der Heiden, als ein Fraumensch des Lasters, in nächtlichen Stunden, mit anderen Weibern, auf Tieren reitend, die Länder um die Mitternachtsstunde durchheilt?“

„Ja, ja“

„Was waren das für Tiere?“

„Ja, ja.“

„Was für Tiere das waren, habe ich gefragt. Waren es Raben oder Eulen —? Besinne dich wohl.“

„Raben“, entschied sich Elisabeth Thoniers.

„Und wer ist noch mehr schuldig als du?“

„Ich hab's nicht gewollt, der Vogt wollte es! Der Vogt war schuldig, aber nicht ich“, rief Elisabeth, der Stunde gedenkend, wo der Elende vor ihr stand.

Der Vogt wurde blaß.

Sollte sich wirklich der gotteslästerliche Fluch erfüllen, den Hans Konyneck in dieser Stunde gen Himmel schrie —? Jener Fluch, der den Vogt auf den Scheiterhaufen wünschte —? War Gottes Zorn gegen den Elenden endlich größer als all seine Langmut —? Wollte er den Fluch eines recht denkenden Menschen in Erfüllung gehen lassen —? Es schien fast so.

„Und wer ist noch mehr schuldig als der Vogt?“

„Keiner. Nur er war im teuflischen Sinne bereit!“

„Lüge!“ schrie der Vogt. „Satanische Lüge!“

Die Qualen vergrößerten sich für Elisabeth.

„Und wer ist noch mehr schuldig?“ klang es auf.

„Keiner! O Gott, o Gott! Ich schwöre es! Nur er ist schuldig, der Vogt allein!“

In seiner Verwirrung machte der Vogt eine ganz [174] große Dummheit: er wandte sich, um die Flucht zu ergreifen. — Er rannte zur Türe, vergaß aber, daß sie verschlossen war. — Er rüttelte vergebens am Schloß. Da erklang die Stimme des Richters:

„Vogt, im Namen des Gesetzes, ich erkläre Euch für Verhaftet! Ergreift ihn!“

In der nächsten Minute lag der Vogt, wie ein Wahnsinniger brüllend, in Fesseln. — —

„Gebet ihm den Knebel!“ gebot der Richter. „Ich will sein Brüllen nicht hören! — Und in Gerechtigkeit unseres Amtes will ich ihm zeigen, daß wir Kurfürstliche Richter und Schöffen auch dann zu verurteilen vermögen, wenn es am bittersten ist, — wenn es jemand aus unseren Reihen betrifft ... Beim Römischen Recht, es ist zu beklagen, daß eine beamtete Person wie der Vogt auf der einen Seite „Liebkind“ ist und auf der anderen zu den Mächten der Finsternis hält. — — Auf alle Fälle trifft ihn die ganze Härte des Gesetzes! — — Aber er soll gleich hier im Raume verbleiben, der Folter beiwohnen und Zeuge dessen sein, wie man nachher auch mit ihm verfährt!“

Eine grausige Stille trat ein. Dann sprach der Richter: „Lockert der Inculpatin die Schrauben. Sie ist ja geständig.“ Er warf einen bösen Blick aus den Vogt. Dann fuhr er fort: „Inculpatin, deine Schmerzen lassen nun nach. Willst du nun im Guten alles bekennen?“

„Ja, ja.“

„Ist wirklich niemand schuldig außer dem Vogt?“

„Nein“, weinte Elisabeth. „Nur er! Ich habe es doch schon gesagt.“

„Es ist gut. Antworte weiter: Auch du wirst mit Belzebub Buhlschaft getrieben haben?“

„Ja, ja“, gab Elisabeth willenlos zu. Ach, es war [175] ja so einerlei, was sie bejahte, wenn nur die schrecklichen Folterqualen nicht wieder kamen, dann war sie zufrieden.

„Hast du auch Kinder geboren und dieselben verzehrt?“

„Nur eins“, erwiderte Elisabeth, da sie vielleicht im Unterbewußtsein ihres gesegneten Leibes gedachte.

„Und du konntest dasselbe wirklich verzehren?“

„Ja.“

Alles weitere „Befragen in dieser gütlichen Weise, ohne Anwendung der Folter“ beantwortete Elisabeth Thoniers durch ihr stetes, gedankenloses: „Jaia“.

Vor einem Jahre habe sie die Zauberei erlernt. Sie habe dabei Gott und seinen Heiligen versagen und drei Fuß in des Teufels Namen zurücktreten müssen. Dann habe sie mit ihrem Blute einen Vertrag unterschrieben; sie hatte selber gestaunt, daß sie plötzlich habe ihren Namen schreiben können. Nun sei ein feiner Herr gekommen. Derselbe habe mit ihr Unzucht getrieben, — aber die Klauen an Händen und Füßen habe er nicht zu verbergen vermocht. Es sei dies der Teufel gewesen. Als er gegangen sei, habe er ihr ein Geldstück gegeben; auch noch etwas „schwarze Materie“. Leider sei das Geldstück nachher zu Dreck geworden. Bloß die „Materie“ zum Zaubern sei ihr behalten geblieben. Und damit habe sie die Ziege der Kösterschen behext, weil die Reihe Kinder dieser Leute verzogen und nicht gut zu ihr seien. Aber es hätte ihr nachher doch leid getan, weil sie ja elf Kinder hätten. — — Auch eine Kuh des Konynckschen Hauses habe sie mit der „Materie“ behext, daß ihr die Milch stockte. Aber dies habe sie nicht bereut. Sie hätte es getan aus bösem Haß, wegen der Leibeigenschaft natürlich ... [176] Dreimal habe sie an den Teufeltänzen teilgenommen.

Dann sei sie „bover Holtzhausen, uf dem Bergh“, oder „uf dem Broke“ gewesen. Sie habe sich mit Hilfe der „Materie“ in einen Raben verwandelt, und sei gegen „Nordernah“ (Nordenau) geflogen. Dort wäre sie wieder sie selbst gewesen. Auf Eselsschwänzen und Pferdeköpfen hätten sie Musik gemacht. Dann hätten sie getrunken, getanzt und gelacht. An langen geschmückten Tischen hätten sie gegessen und gespeist. Und wenn die vom Teufel angezündeten Kerzen erloschen seien, dann wäre sie allemale auf einem Ziegenbock durch die Luft nach Hause geritten ...

Also lautete das „Bekentnis“ der Elisabeth Thoniers, welches ihre Verurteilung in sich schloß.

Bald fiel auch das letzte Wort. Der Richter Trilling zerbrach seinen Stab und warf ihn Elisabeth vor die Füße ... Dann fiel das Urteil, welches am anderen Morgen in aller Frühe verlesen werden sollte.

— — — — —

Was auch immer Elisabeth Thoniers Schicksal sein sollte, der Vogt sollte dazu verdammt sein, dieses zu teilen.

Noch am späten Abend erfolgte seine Verurteilung, die ihm, wie Elisabeth auch, am anderen Morgen verlesen werden sollte.

Der Trunk im Lebenspokal des Vogts war schal geworden. — — Er hatte mit dem Schicksal gespielt. Die Würfel waren gefallen. Der Vogt hatte *g e* spielt und *v e r* spielt!

*

Grau dämmerte im Osten der Morgen.

Elisabeth Thoniers hatte eine entsetzliche Nacht hinter sich. An ihren bevorstehenden Tod dachte sie [176] weniger. Die wahnsinnigen. Schmerzen, die als Folge der Tortur ihren Körper durchzuckten, ließen sie nicht vorwärts schauen. Aber mehrere Mal fürchtete sie, daß der Fluch einer Frühgeburt auch noch über sie käme. Doch davor blieb sie bewahrt.

Mehr tot als lebendig wurde das unglückliche Mädchen, als es eben sieben Uhr früh war, in ihrem Kerker abgeholt und vorgeführt.

Vor vollständig versammeltem Gericht verlas der Richter Trilling das Todesurteil.²⁶

„In Peinlichen sachen Churf. Fiscalischen Anwalts, Kläger gegen undt wider die diffamierte Persohn Elisabeth Thoniers beklagte erkennen wir Churf. Richter undt Schöffen hiemit zu rechte, daß obengenante vollschuldig behaftet worden. So thun wir Richter und Schöffen mit Rahdt zugezogenen commitierten rechtsgelehrten dieselbe nahmens Ihrer Hochwohllöbl., wohlgeb. Edlen Herrn Drostens weil obengenante Persohn von Gott abgetreten undt seine Heiligen verleugnet undt sich dem Teuffel zugesagt undt ergeben dadurch sie ihren neben Menschen ahn allen Dingen undt Viehen großen Schaden zugefügt undt daneben gewöhnliche Laster begangen, nach Carolinischer Peinlicher Halsgerichts Ordnung zum tot verurtheilen daß sie zum abschreckenden exempelp der ohnschuldigen wohlverdienten straff mit dem schwerdt vom Leben zum tot hingerichtet undt deren körper in asche verbränndt werden soll; wie wir dan dieselbe hiemit verurtheilen undt dazu verdammen von rechtswegen.“²⁷

publicatum et ececutum (bekanntgemacht u. ausgeführt)

Oberkirchen, 27. Octobris 1630.

Den Vogt traf dasselbe Urteil. — —

[178] Als Hans Konyneck, der Rittergutsherr, am Morgen dieses 27. Oktober 1630 das Gericht aufsuchen wollte, um mit dem Richter Trilling eine Verhandlung zu Gunsten Elisabeth Thoniers zu pflegen, da erblickte er schon von weitem den Feuerschein der beiden Brand-Pfähle.

Ein banges Ahnen kroch ihm durch die Brust. Da pfiff die Reitgerte durch die Luft. Und das Pferd flog dahin.

Jedoch zu spät!

Elisabeths Körper verkohlte in ihren Ketten, — — indes des Vogtes sterbliche Reste eben angesengt waren.

²⁶ Originalabschrift.

²⁷ Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv, Herdringen.

„Arme, schöne, gute Elisabeth!“ ächzte Konyneck. „Man hat dich gemordet! — Und gestern noch versprach ich dir, daß dir kein Haar gekrümmt werden sollte ... Nun, weiß Gott, ich habe getan, was in meinen Kräften stand, — aber dies — dies, — — das ist furchtbar! Du bist nun bei Jörg, Elisabeth, mit ihm für ewig vereint. Ihr Lieben, die ihr euch auf Erden nimmer angehören solltet, ihr seid euch nun im Himmel für alle Ewigkeit beschieden. — Gott gebe euch den Frieden!“

Der feuchte Blick des Konynecks wanderte alsdann zum Nebenpfahl, an welchem der Körper des Vogts hing. Da weitete und härtete sich sein Blick, wurde starr ... Die Fäuste geballt, das Gesicht verzerrt, rief er:

„Gott verdamme dich, du Elender!“

Mit diesem Fluche wandte sich der Rittergutsherr und ging seines Weges.

„Mann!“ hörte sich Konyneck angesprochen und sah auf ein zitterndes Menschlein, welches seine gefalteten Hände erhob: „Mann, seid Ihr kein Christ —? Wie [179] könnt Ihr bloß im Angesichte des Todes so gotteslästerlich fluchen —?“

Konyneck gab keine Antwort. Er sah nur stumpf auf den Sprecher, besann sich ein wenig, spuckte dann aus und ging, sein Pferd loszubinden.

Als Konyneck kurz vor Mittag bei dem Richter Trilling vorsprach und diesem seine Ansicht über die wahre Lage des Falles Thoniers mitteilte, da brauste Trilling auf. Er legte dem Verteidiger der Unschuld das „Bekentnis“ Elisabeths vor, das sie, wie bereits angedeutet: „hauptsächlich außerhalb der Tortur“ abgegeben habe. — —

Hans Konyneck war sprachlos.

Wenn diese schönen, unschuldigen Augen Elisabeths Lüge waren, wo war dann noch Wahrheit? Konyneck zweifelte nun an sich selber.

*

Die Kosten für die Aburteilung, „inclusive Brandgeld“ für Elisabeth Thoniers betragen zweiundzwanzig Taler.

Volpert Thoniers war außerstande, diese Kosten sofort aufzubringen. Er scherte sich auch nicht darum.

Was ging es ihn an! — Mochte doch kommen, was da wollte! Das Gericht konnte sich ja an seinem Hofe schadlos halten ... Was ging es ihn an! Der Henneken-Bauer war aber anderer Ansicht.

„Volpert, du vergissest in deinem Jammer und unsagbaren Elend, daß du noch einen Sohn hast ... Dein Hof muß Hänschen erhalten bleiben! Er ist nun schon fünfzehn Jahre alt. Und aus Hänschen wird bald ein Hans. Bedenke das wohl. — Und was die verdammten zweiundzwanzig Taler angeht, — hier ist das [180] Sündengeld! Ich schenke es dir. Wirf es den Mördern vor die Füße!“

„Aber nein, Jodokus, laß doch, laß doch! Du hast dein Geld vielleicht noch einmal bitter nötig. Wer kann es schon wissen, was die Zukunft uns bringt, und wie wir noch zugrunde gehen werden —? Heb dir dein Geld auf.“

„Volpert, es ist Unsinn, so zu reden, wie du es tust. Ueber meine Zukunft werde ich entscheiden, ich selber, verstehste —? Und heute noch mache ich mein Testament! — — In den nächsten Tagen, wenn an meinen Entschlüssen nichts mehr zu ändern ist, wirst du Näheres über meine Pläne vernehmen. Bis dahin behüte dich Gott!“

Volpert Thoniers saß immer in seinem Stübchen und war in Grübeleien versunken. Und dabei weinte er manche Stunde vor sich hin. Er konnte sein Unglück nicht fassen! Nein, er rührte schon gar nichts mehr an.

Was sollte ihm die Arbeit, die es reichlich gab? Was sollte ihm Essen und Trinken —? Es war ihm alles so leid.

Ach, was war nun sein Leben gewesen —? Nichts hatte er davon gehabt. Reich war sein Dasein nur an Arbeit gewesen, welche die Tage und Nächte umspannte, aber arm, sehr arm an Freuden, — bei Gott, das war Wahrheit!

Und so würde es auch bleiben.

Es dauerte nicht lange mehr, dann schaufelte man ihm das Grab. Hänschen würde älter und größer, [181] Einmal wurde er heiraten. — Seine Frau würde ihm eine Reihe Kinder gebären, die man viel später auch wieder enthaupten und verbrennen würde ...

Hatte da das Dasein überhaupt noch einen Sinn, welcher heilig und gottgewollt war —? Es wäre Wahnsinn, das zu behaupten. und die Patres, die Sonntags die Predigt hielten und diesen Unsinn immer wieder betonten, die wußten es selber nicht besser, — sonst könnten sie von der Heiligkeit des menschlichen Daseins nicht predigen.

Ja, gewiß, die hatten auch keine Kinder, die man — — — Herrgott, er kam überhaupt nicht darüber hinweg!

— — — — —

Es war gut, daß es nun schneite.

Da konnten die Bauern in der Stube sitzen und sich wärmen. Sie brauchten nicht mehr in der Heide zu stehen und zu roden. Es war ja auch Unsinn, aus der Heide fruchtbaren Boden zu machen, immer mehr Acker zu schaffen. — Wenn der Ginster blühte in den Tagen des Sommers, oder die Heide im Herbst mit Purpur sich kleidete, dann war das ebenso schön, als wenn hier Früchte gediehen . . . Und was wollten die Leute schließlich mit alle der Frucht —? Mehr wie sattessen konnte sich doch keiner . . .

Armer Volpert! Armer Vater!

Wir können verstehen, daß du mutlos warst. — Aber Welch ein Gnadentum Gottes wir heutigen in der Scholle besitzen, das ahntest du damals noch nicht. Deine Jahre sanken dahin. Jahrzehnte, Jahrhunderte gingen vorüber. — — Und Jahrzehntausende ahnen unsere hoffenden Seelen ... Die Kultur, die ihr damaligen Bauern geschaffen, hat die Zeit, die Jahrhunderte [182] bis heute überdauert. — Und das Werk, das euer Geist und euer Hände geschaffen, kündigt von euerem Menschenwerk in die Zukunft, in die kommenden Jahrtausende hinein.

Und in der Zeiten Flucht grüßt ihr damaligen Bauern noch zu uns hinüber! — —

Euer Gestalten sind uns sprechendes Sinnbild, die uns an das Ewige mahnen, welches wir suchen sollen, in den Tagen, die Gott uns bestimmt hat. — —

Euer Werk, die Scholle, wird, wie der Henneken-Bauer damals gesagt hat, wirklich die Zeit überdauern! — — Er hat recht prophezeit.

In euren Taten liegt eures Bauerntums und eurer innersten Wesenheit Kern! — —

— — — Viele tausend Bauern segneten auf unserer Scholle sterbend den Erben ... In ihm ging die Linie weiter. Und unzählige solcher Linien, sich kreuzend und befruchtend, haben immer wieder neue Linien geschaffen. — —

— Wir verstehen, wir würdigen dein Leid, deinen Kummer, Volpert Thoniers! Wir entschuldigen deine gottverlassene Trostlosigkeit! Aber du warst noch nicht siebzig Jahre alt,

Volpert! — Und was sind deine sieben Jahrzehnte gegen ein Bauerngeschlecht, das vielhundert Jahre dieselbe Scholle beackert und immer wieder besäet, betreut und aberntet — ?

Du denkst nur an dich, — an die wenigen Tage, die dir noch zu leben verbleiben.

Und dein Unglück macht blind! Du fragst nach menschlichem Recht: Wer trägt die Schuld an dem schrecklichen Irrwahn, der mein Kind richtete, enthauptete und dann verbrannte —? Aber, Volpert, mit dir fragen noch viele. Und Gelehrte unserer [182] neueren Zeit haben die Kultur- und Sittengeschichte durchpflügt; — alles und jedes, was sich auf den gott- und geistverlassenen Hexenaberglauben bezieht, haben diese Gelehrten in der gründlichsten Weise erforscht und klargestellt.

Und wo steckt der Schuldige —?

Die deutsche Kulturgeschichte gibt uns Heutigen unzweideutige, restlose Auskunft:

Damals, im sechzehnten Jahrhundert, entstanden Zeiten furchtbarer Not, geistig-seelischer wie — durch die damaligen Kriege und Wirren bedingt — auch leiblicher Not. Durch den, zufolge der damaligen Glaubensspaltung bedingten religiös-politischen Umsturz wurden die weiland geltenden sittlichen Begriffe über den Haufen geworfen. — Und alle möglichen Leidenschaften wurden entfesselt! — In jener sittlichen Zerrüttung, Verwilderung, Verwahrlosung unserer Nation wuchs Aberglaube und mit diesem auch Verrohung empor ... Es war eine Zeit der allgemeinen Rechts- und Gesetzlosigkeit! — Um die reichsgesetzlichen Vorschriften kümmerte sich niemand. Es wurde Recht gesprochen auf eigene Faust. Die Gerichte banden sich an keinerlei Schranken. Und mit der Folter wurde jede Aussage, wie man sie wünschte, einfach erzwungen ... Du weißt es ja, Volpert!

Während nun die Kirche im Anfang bestrebt war, den verhängnisvollen Volksaberglauben von vermeintlichen Hexen in der mildesten und besten Weise, in Form von Belehrung und Gewissensbildung, entgegenzutreten, beging sie später den Irrtum, sich einer verhängnisvollen Zeit- und Volksmeinung anzuschließen.

Da erlebte der Teufels-, Dämonen- und Hexenwahn wahre Orgien im Lande!

[184] Und wenn damals hohe Vertreter der Kirche als irrende Menschen der seit in mehr oder minder böartigem Willen oder gar eigener Ueberzeugung diesem krankhaften Irrwahn zum Opfer fielen, so wollen wir Heutigen uns doch darüber klar sein, daß von einer einseitigen Schuld keine Rede sein kann.

*

Der Henneken-Bauer wurzelte zu sehr im Boden, als daß er sich, wie Volpert Thoniers es tat, durch den bitteren Tod seines einzigen Sprößlings ganz hätte über den Haufen werfen lassen.

Und er hätte doch noch mehr Anlaß gehabt, den Kopf hängen zu lassen. Hatte nicht Volpert noch einen Sohn —? Ging in dessen Blute die Thonierssche Linie nicht weiter —?

Wie ganz anders war das bei ihm! Jörg war sein einziger Sohn. Als er geboren wurde, da gab es eine Geburt auf Leben und Tod. Und als er zu leben anfang, — da starb die Mutter.

Und das war das Unbegreifliche: Sein Sohn, sein einziger Sohn, hatte jenes erbärmliche Ende für seine mutige Tat gefunden!

Sein Stamm starb nun mit ihm aus. Wenn sein Herz den letzten Schlag tat, dann war sein Blut tot ...

Das Hänschen aber, Volpert Thoniers Sohn, würde in Volperts Blute weiterleben bis in ferne Tage.

Auch der Henneken-Bauer gab sich lange Zeit seinem Schmerze, seinem nagenden Jammer hin. Aber dann verebte sein Weh allmählich, wurde stiller und stiller.

Und nun hatte er gar sein Testament gemacht.

[185] Gewiß doch: der Rittergutsherr hatte es ihm geschrieben. Aber er dachte noch lange nicht daran, sich niederzulegen und die Augen zu schließen. Er wollte nur Vorsorge treffen.

Denn kein Mensch weiß seine Stunde. Sie kann für einen sechsundsechzigjährigen Mann heute schon sein oder morgen; — vielleicht auch erst nach zwanzig Jahren Und mehr. — Aber wann ihn der Herrgott abrief: Er würde ihn nicht unvorbereitet antreffen; er hatte ja Vorsorge getroffen.

Der Henneken-Bauer hatte seine Verwandten enterbt. Als sein Universalerbe kam nur Hänschen Thoniers in Frage, Elisabeths Bruder. Ja, der Thoniers'sche Stamm trieb wenigstens noch urwüchsige, urgesunde und zuverlässige Reiser!

Dagegen seine eigene Familie!

Pfui! Damals, als man Jörg gefangen genommen hatte, da wies man schon in der ersten Stunde mit Fingern auf ihn. — Und sein Jörg hatte doch nichts getan als dem Richter und den Schöffen, vor allem aber dem Vogte, ihre Erbärmlichkeiten und Schande im Gerichtssaal offen ins Gesicht geschleudert. Mut und Tapferkeit hatte er besessen!

Ja, das war sein Sohn! Das war sein Blut! Es war bloß schade: Jörg hatte damit sein Leben verwirkt.

— — Und jene Verwandten, die heute nur auf sein Erbe spekulierten, wiesen damals mit Fingern auf ihn und riefen: „Da, seht einmal die Früchte von des Alten Erziehung! — — Man muß sich ja schämen für ihn — —“

Der Alte ballte die Fäuste.

Ja, und als dann sein Sohn gar mit Elisabeth Thoniers geflüchtet war, da sprachen jene offen von [186] Schande und dergleichen ... Ha, diese sogenannte Familie!

Aber dann, als man ihm den Jungen auf einer Bahre tot ins Haus trug, — da er kinderlos war, ha, da kam man an, um ihn zu bedauern. Jetzt war es an der Zeit, Mitgefühl zu heucheln ...

„Hahahaha!“ Es war ein bitteres, klirrendes Lachen, daß sich seinem Munde entrang. „Das Gefühl wird euch erst kommen, wenn ihr einmal leer ausgeht!“

Und wieder lachte der Alte sein klirrendes Lachen.

Wer ihn hörte, hatte den Eindruck: der Henneken-Bauer ist nicht mehr richtig, der Tod seines Jungen ist ihm wirklich zu Kopfe gestiegen ...

Jetzt machte er sich auf und ging zu Volpert Thoniers.

Der saß wie immer in Grübeleien versunken und gänzlich teilnahmslos in seinem Lehnstuhl, als der Besucher eintrat.

„Aber, Volpert, das geht doch nicht! Du mußt dich aufrichten, mußt wieder zurückfinden ins Leben! Du änderst ja doch nichts an deinem Los. — Nicht im trostlosen Verzweifeln, sondern am Werke, an der Stärke des Meilschetl- mit der er sein Unglück erträgt, ermißt man den Wert eines Menschen!“

„Ja, ja, laß es schon gut sein“, sagte Volpert. „Ich will kein Wertzeugnis mehr. Ich verzichte auf alles.“

„Aber, Freund, du bist auf ganz falschem Wege. Weißt du nicht, daß es heißt: Glaube läßt nicht untergehen, Hoffnung sieht ein Auferstehen, Liebe verbürgt ein Wiedersehen! — Sag, weißt du das- nicht?“

„Ach ja, aber das Leben ist mir leid. Du glaubst mir nicht, Jodokus, ah, ich bin doch so müde!“

[187] „Aber Volpert! Deine Elisabeth würde, wenn sie jetzt für zwei Minuten hier die Stube betreten könnte, dich schelten und sagen: Schäme dich, Vater! Du mußt dich aufrichten! Das unsinnige Trauern ist ganz zwecklos. Siehe, ich habe nun meine Ruhe, meinen Frieden. — Du darfst nicht trauern, wie jene, die keine Hoffnung haben! — So würde Elisabeth sagen.“

Wenn der Henneken-Bauer annahm, daß er diesen gänzlich Niedergedrückten auf solche Weise zu trösten vermöchte, so war er im Irrtum. Das Gegenteil wurde von ihm

erreicht. Der ganze Schmerz eines leidenden und liebenden Vaters kam elementar zum Durchbruch. Volpert schluchzte, daß seine Glieder zuckten.

„Nun, hör doch mal, Volpert“, sagte der Henneken-Bauer, um Volpert auf andere Gedanken zu bringen, „ich habe heute mein Testament gemacht. Weißte, wer mein Erbe wird?“

„Ach, das ist mir ja alles einerlei.“

„Ho, ich schätze, dem ist nicht so. Höre denn, dein Junge, dein Hänschen, wird alles bekommen!“

„Du bist nicht gescheit, Jodokus! Und was sollen dann die Kinder deiner Verwandten sagen —?“

Ein hartes Lachen klang auf.

„Sie sollen meine ganze Verachtung aus diesem Schritte ersehen ... Es wurmt mich furchtbar, daß diese nach dem Ableben Jörgs heuchlerisch freundlich sind, während sie vorher — in meiner größten Not — meine vermeintliche Schande offen verkündeten. Damals, zu Lebzeiten Jörgs, als er in heroischem Mute Richter und Schöffen und Vogt öffentlich brandmarkte und daraufhin seiner Bestrafung zugeführt werden sollte, da hatte mir keiner aus meiner Familie ein Wort des [188] Trostes zu sagen. — Aber nun, wo man zu erben gedenkt, nun erinnert man sich, einen Vetter zu haben, dem man unter die Augen gehen muß ... Haha! Pfui Teufel!“

„Ja, so ist die Welt!“

„Gewiß, und da habe ich gedacht: auf grobe Klötze legt man grobe Keile — — Darum auch habe ich mein Testament schreiben lassen, solange es noch seit ist. Falls Freund Hein mich überrascht, dann soll wenigstens eine Bestimmung über meinen Nachlaß vorliegen. Und deinem Hänschen fällt alles zu.“

„Wenn du da bloß keine Dummheit gemacht hast!“

„Wieso —?“

„Nun, vielleicht dankt es dir Hänschen später nicht einmal. Ach, die Welt ist schlecht! — Ja, du siehst mich groß an, aber es ist so. Ich traue meinem eigenen Blute nicht mehr. Ich bin am Leben zerbrochen.“

„Na, ich glaube, ich kenne Hänschen besser als du, der eigene Vater. Die Hauptsache ist dies: er ist Elisabeths Bruder!“

— — — — —

Als der Henneken-Bauer nach Hause ging, da gab er jegliche Hoffnung auf, daß es mit Volpert noch einmal aufwärts gehen könnte. Eine seltsame Willenlosigkeit war über den Alten gekommen. Und das war schlimm. Denn diese Willenlosigkeit trug ihn mit Riesenschritten dem Grabe entgegen. Volpert würde den Winter nicht überleben ... So sann der Henneken-Bauer.

Dem war auch wirklich so.

[189] Eine kleine Erkältung gab den Anlaß, löste sogar eine Lungenentzündung aus. Und vierzehn Tage vor Weihnachten trug man den Alten zu Grabe ...

*

Unter diesen Umständen hielt es der Henneken-Bauer für angebracht, das letzte noch etwas junge Reis des Thoniersschen Stammes unter seine besondere Obhut zu nehmen.

Hänschens in letzter Zeit vernachlässigte Erziehung mußte aufgeholt werden. Und dies war eine Ausgabe, welcher der Henneken-Bauer seine letzten Tage und Jahre freudig widmen wollte.

Guten Willen segnete ein guter Erfolg.

Hänschens Seele erwies sich biegsam wie Wachs, nachdem sie sich in der neuen Umgebung eingewöhnt hatte.

Der Junge konnte nicht anders: als sich dem ihn leitenden strengpersönlichen Willen des Henneken-Bauern unterordnen und gehorsam folgen.

Hänschen verkörperte in sich den echten Geist, der allmählich unter der Einwirkung seines Erziehers einen Vorrat an Energien aufspeicherte, um diese in kommenden Jahrzehnten zu eigenem Nutz und Frommen ausstrahlen zu können.

Ja, der alte Henneken-Bauer war ein gar verständiger Erzieher, der das Gute in der jungen Seele nicht niederdrückte, sondern weitgehend förderte; — der aber auch nicht weichlich verfuhr, sondern seinen Schützling abhärtete in mancherlei Arbeit und Willensübung. Er lehrte ihn, stets bescheiden zu sein, fremde Rechte zu [190] achten und ließ den Blick des Jungen voll froher Hoffnung in die Zukunft gehen ...

Hans Konyneck, der Rittergutsherr, machte eines Tages seinem Leibeigenen: dem Henneken-Bauern, ein Kompliment!

Der Alte lachte wissend und sagte:

„Ja, die Hoffnung ist der höchste, beste Reiz der Jugend! — Denn dünkte der ausfliegende Vogel in gleichem Maß an das Fallen, wie an die ihm endlich gegebene Freiheit, — so würde er das Fliegen niemals erlernen ... Wären die Blumen des Sommers in demselben Grade den Stürmen des Herbstes eingedenk wie des Sonnenscheins, dann würden sie niemals erblühen! — Auf dieser Erkenntnis baue ich mein Erziehungswerk auf. Ich hoffe, daß meine alten Augen die Früchte meiner Aussaat noch schauen dürfen!“

„Das walte Gott!“ erwiderte Konyneck.

„Aber, lächelte der Henneken-Bauer, „meine Erzieheraufgabe ist doch egoistisch. Durch mein besprochenes Handeln erhalten meine alten Tage noch Inhalt und Wert. — Da sehet Ihr, Konyneck, der Mensch mag tun, was er will, er sucht letzten Endes immer wieder sich selbst.“

Diese Worte begleiteten ein spöttisches Lächeln.

Aber diesen unnachahmlichen Spott schien Konyneck nicht zu bemerken. Mochte sich der Alte mit solchen Spitzfindigkeiten auch selber bewerben, — der Rittergutsherr sagte überzeugt:

„Man sollte dich in deinen alten Tagen noch zum Lehrer machen, Henneke. Ich erkenne aus dem Grunde deines Wesens eine natürliche Stärke, daran sich junge [191] Menschen aufrichten könnten. Alter, du hast es in dir, ich habe es schon lange gewusst.“

„Vorsicht!“ dachte der Alte. „Jetzt geht der Wind um ... Seit wann schmeicheln die Herren ihren Sklaven—? Solange wie das Rittergut ist, waren die Leibeigenen nie mehr, als was ihrem Namen zukam ... Aber ich bin gefeit!“

Der Henneken-Bauer atmete tief, um die Pause zu füllen und schaute aus den halbgeschlossenen Lidern auf Konyneck.

„Hehehe! Hätte auch den Wunsch, Lehrer zu sein. Kenne aber selber nichts von der Kunst des Lesens und Schreibens. Bin auch ziemlich dumm auf die Welt gekommen, hehehe, und was ich hinzugelernt habe, ist nicht weit her. — Aber ich habe den heiligen Willen, in Hänschen die Tugenden zu pflanzen, die ich als Ecksteine des Lebens ansehe: Einfachheit, Reinheit, Aufrichtigkeit, Gottesglaube, Heimatliebe und Zufriedenheit. — Hoffentlich segnet mich Gott und läßt mir gelingen, was ich erstrebe!“

Konyneck sah den Sprecher durchdringend an. Und dem Henneken-Bauer wurde es schwül. — Dann sagte Konyneck: „Hör mal, Henneke, seit dieser Stunde wollen wir Freunde sein. Gib mir die Hand!“

„Gut, Herr, ich nehme Euere Freundschaft dankbar entgegen“, erwiderte der Leibeigene; seine Stimme bebte.

— — — — —

Der Henneken-Bauer atmete auf, als er allein war. Vorsicht, da stimmte etwas nicht! — Oder stimmte es doch —?? Geschahen noch Zeichen und Wunder —? Wie gerne möchte er d a s glauben!

[192] Der Herr. hatte dem Leibeigenen seine Freundschaft angeboten ... Und ausgerechnet ihm, dem Henneke, dem Empörer, der die Bauern aufwiegelte. — Der Henneke lächelte mit blassen Lippen und murmelte: „Jodokus, paß auf; — der Wind geht um.“

Bald darauf hockte der Alte beim Ofen und wärmte sich die srierenden Glieder. Draußen fielen die Flocken. Lange dachte er an die „Freundschaft“ des Konynecks. Und dann sann et um die Flucht seines Lebens und dachte:

Es naht nun der Herbst meines Lebens.
All Bitten und Fleh'n ist vergebens;
Die Blätter fallen mir ab.
Ich fliehe, wie all meine Freuden,
Und rauschende Trauerweiden
Umklagen in Bälde mein Grab.

19

Fülle dein Dasein mit Haß — und du machst dir das Leben zur Hölle! Oder fülle deine Tage mit Liebe und ehrbarem, rechtlichen Sinn, — dann schaffst du dir den Himmel!

Einstmals, als Hans Burghardt, der Verwalter auf dem Konyneckschen Gute, seine Hände begehrend nach Elisabeth Thoniers ausstreckte, da hatte er selber das Gefühl, als wenn dieses Mädchen so hoch über ihm stände, und dessen Liebe so unerreichbar sein müsse wie die ewigen Sterne des Himmels. — Und das, obwohl Elisabeth nicht lesen und schreiben konnte wie er.

[193] Da er sich als unedler Mensch von Elisabeth ungeliebt sah, öffnete er den dämonischen Trieben des Hasses sein Herz und wurde zum zweifachen Mörder: an Elisabeth Thoniers und Jörg Henneke.

Zuerst empfand er diesen Haß gegen das Paar als berauschendes Gift. Allmählich aber wurde er von Gewissensbissen gequält.

Die Nächte dünkten ihm Ewigkeiten zu sein: Der Schlaf floh sein Lager. Immer glaubte er vier anklagende Augen zu sehen, — glaubte das Stöhnen gefolterter Menschen zu hören. Dann rann es ihm eiskalt über den Rücken.

Nein, dieses Leben war nicht mehr zu ertragen!

An der Arbeitsstätte rügte man ihn. Zu oft vergaß er seine Pflicht. Dann ließ er die Arbeit Arbeit sein. Starren, angstvollen Blickes sah er ins Wesenlose hinein.

Die Verweise und Rügen wurden schärfer. Und einmal drohte man ihm mit Entlassung.

Was sollte das nur werden —? Nachts keinen Schlaf, bei Tage keine Ruhe, — er ging zugrunde! Hans Burghardt wollte, er m u ß t e vergessen! Und schließlich hatte er eine Lösung gefunden: er würde sich in Vergnügungen stürzen, wollte kosten, genießen! Die Stadt bot es ihm ja, was er suchte. Er brauchte nur zuzugreifen. Also, warum zögerte er noch?

Bald verlebte er seine Nächte im Kreise leichtsinniger Menschen. Lachen und Frohsinn weilten um ihn.

Hier brachte er nicht nur sein Geld durch, nein, hier vergaß er wirklich für Stunden sein trostloses Elend. Sein böses Gewissen schläferete er ein.

Er sank immer tiefer.

[194] Aber Ruhe und Vergessen fand er auch hier nicht.

Die Weiber gaben ihm den Rest. Sie raubten ihm auch das letzte: Gesundheit und Kraft. Sein Brotherr, der ewigen Verwarnungen müde, entließ ihn.

Hans Burghardt raffte sich noch einmal auf. Er wollte doch nicht unterliegen! Wiederum suchte er Arbeit und fand sie. Da atmete er auf.

Er biß die Zähne zusammen, stachelte jede Fiber seines Körpers auf; er spannte seine Kraft an: es ging!

Aber — verflucht! — Etwas zehrte an ihm, brannte ihm das Mark aus den Knochen. Er erschauerte ob einer furchtbaren Erkenntnis. Ein böses Gift fraß an seinem Leben, das Gift, das ihm die Hölle selbst eingespritzt hatte.

Er verlor wieder seine Beschäftigung und trieb sich schließlich herum in den Gassen, bettelte um Almosen und Brot.

Zwischen den Häusern der Stadt mit ihren geschnitzten, überstehenden Giebeln ging Hans dahin. Mit glühenden, gehässigen Blicken sah er zu den Fronten empor, die mit ihren Fenstern wie aus großen, wissenden Augen auf ihn herabsahen.

Hans Burghardt verfluchte die Nächte. Ihm bangte vor den langen, einsamen Stunden, die andere müdegearbeitete Menschen ersehnten. Dann lag er wach und kostete die schrecklichen Foltern aus, die ein böses Gewissen beschert. Weil er seinen verbrecherischen Instinkten gefolgt war, umfing nun seine Seele die Verzweiflung; — ihre Arme umkrallten ihn unbarmherzig, gewaltig, daß er aufschrie vor Ratlosigkeit und entsetzlicher Not!

[195] Unwillkommen trat er tagsüber in fremde Häuser ein, eine milde Gabe erbittend; — ungesegnet ging er von dannen.

Wohl gab er sich Mühe, wieder Arbeit zu finden.

Aber diesen gespenstisch aussehenden, kraftlosen Menschen wies man immer wieder von dannen. —

Ah, jetzt war es nicht bloß mehr der Unschuld Fluch, der ihn verfolgte, — nun verfolgten ihn auch schon die Menschen! — Man ging ihm aus dem Wege.

Mehr als einmal hatte er den Strick in der Hand, um seinem elenden Leben ein Ende zu machen. Aber in seinen Augen flackerte dann feige Angst. Das hohle Gespenst der Furcht saß ihm im Nacken; und dann fühlte er die eisige Hand des Todes auf seinem Genick.

Nein, nein, nur Kein Ende! Und er warf den Strick, der im furchtbarsten Elend sein Retter sein sollte, weit weg.

In Strohschobern und zerfallenen Scheunen verbrachte er seine Nächte voller Jammer—und Not. Aber all das hätte er zu ertragen vermocht, wenn nicht Nacht um Nacht die beiden Verratenen gekommen wären, um Rechenschaft und Vergeltung zu fordern.

Wohl vier Jahre waren in diesem Zustande vergangen. Da nächtigte er einmal in einer zerfallenen Kapelle. Es regnete zu sehr, sonst wäre er weiter gegangen. Es war gruselig in diesen Mauern ... Und das Blut kochte ihm heiß in den Adern. Seine Gedärme zogen sich zusammen im Hungerkrampf. Nein, hier konnte und wollte er nicht bleiben! Er wollte gehen! Aber da befiel ihn ein Schwindel. Ein Zittern lief ihm durch den Körper. — — Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in das Dunkel hinein. Voller [196] Todesangst fühlte er sein Schicksal. — Und da brach er mit einem Male bewußtlos zusammen.

Wie lange er in seiner Bewußtlosigkeit lag, wußte er nicht. Aber mitten in der Nacht ging das Grauen um in der zerfallenen Kapelle. — Da hörte er Schritte ... Und nun sah er Jörg Henneke kommen, mit Blut von oben bis unten bespritzt. — Er führte ein verkohltes Mädchen, das seinen Kopf unterm Arm trug, heran ... Und Jörg wollte Abrechnung halten. — —

„Siehe, Elisabeth“, hörte er Jörg sagen, „dies ist der Elende, der uns in den Tod trieb. — Aber nun will ich vergelten: Auge um Auge! — Zahn um Zahn! — Nun fahre zur Hölle, Hans Burghardt!“ Mit diesen Worten zog Jörg einen Dolch und stieß ihn Hans mitten ins Herz. . .

Hans Burghardt schrie auf, — schrie, — schrie! — Und es hallte im zerfallenen Raume schauerlich wider. Er selber erwachte darob. Aber die zwei Toten blieben nun vor ihm. Sie schüttelten ihre hohläugigen Köpfe. — Und Hans schrie weiter.

— — — Bis er sich draußen befand und den Gespenstern entronnen war. Er lief noch bis an einen verlassenen Steinbruch, wo er an einem niedrigen Baume die Tat seiner Verzweiflung verübte. — —

[197]

20

Glücklich ist der Bauer, wenn er nur eine Offenbarung kennt, die der ewig blühenden, zeugenden und fruchttragenden Natur!

Wenn andere Interessen ihm fernstehen, dann gibt er sich ganz seiner Scholle; er verschwistert sich mit ihr, beackert mit Liebe und Hingebung das Feld. Und unter seiner Hand entsteht dann ein tausendfältiges Leben.

Er sieht mit eigenen Augen, daß Gott ihn tausendfältig segnet! Denn die Scholle gibt ja, was zum Sein gehört. Die menschlichen Erfordernisse sieht er in urwelthafter Fülle aus dem Boden sprießen und die Arbeit reichlich lohnen.

Und wenn der Bauer einmal heimgeht, dann ist die Scholle selbst sein schönstes Denkmal! In ihrem Spiegel grüßt sie ihn und wird ihn immer grüßen! .

Hänschen Thoniers war nun neunzehn Jahre alt geworden. Er war ein gutgewachsener Junge und der ganze Stolz des Henneken-Bauern. Sobald der Alte den Jungen sah, füllte ein warmes, sonniges Licht seine Augen.

Gewiß dachte der Alte noch oft voller Schwermut an seinen eigenen Sohn. Wenn er dann aber in Hänschens Augen sah, dann war es ihm, als schritte er im Schutze seines eigenen Blutes einem Lebensabend voll Glück und erfüllte: Hoffnung entgegen.

Das Haar dieses Alten war schlohweiß.

Reife und Herbst waren über ihn gekommen. Aber er fühlte sich wohl in dem Herbst seines Lebens; nach [198] dem wetterwendischen Frühling, dem schwülen Sommer des Lebens bescherte ihm dieser goldene Herbst Ruhe und behagliches Glück.

Er saß nun immer im Lehnstuhl. Oftmals dachte er an das Ende. Und es war vorher noch so vieles zu sagen, zu regeln.

Gerne möchte er das Mädchen noch kennen, das Hans eines Tages heiraten würde. Dieses Mädchens Augen wollte er prüfen, ob sich auch die Bedingungen zum Glück darin fänden; — ob sie Hans kein leeres Herz darbieten würde, das nur Sehnsucht, Erwartung und große Hoffnungen barg, — sondern ein Herz, das beim Erwachen der Liebe überströmte vor Güte, Begeisterungsfähigkeit und Verständnis ... Nur ein Mädchen sollte Hans freien, das i n n e r l i c h reich war, das geben und schenken konnte. — Dieses höchste irdische Glück einer Frau und einer zufriedenen Ehe möchte er für Hans vom Himmel erbitten.

— — — — —

Das Leben in der Dorfgemeinschaft ging den altgewohnten Gang.

Nichts Besonderes ereignete sich.

Aber ein stille: Wettkampf war unter den Bauern erwacht: Man sah nach Feierabend keine müßigen Hände mehr. Ein jeder betätigte sich dann auf der Heide. Die weite Fläche lag ja brach und nutzlos da. Wer Besitz erobern und sein eigen nennen wollte, brauchte bloß zu roden. Und so erwarb man einen Fußbreit Erde um den anderen.

Das Tun des alten Henneke und seine eindringlichen [199] Worte waren den damaligen Menschen Vorbild für berufenes Bauerntum. In der Nachahmung: dem Kampfe

mit dem Boden, siegten sie allmählich ... So ward ihr Handeln dann zum Jungborn, aus welchem wir noch heute schöpfen und spätere Generationen schöpfen werden.

Der alte Henneke ließ Hans nur wenig Ruhe. Mit heimlicher Genugtuung stellte er fest, wie wuchernde Heide und Wildnis allmählich vor fruchtbarem Ackerland schwanden.

Und in all diesen Bauern, vornehmlich aber in Hans, schürte der alte Empörer das Feuer, das er entfacht hatte.

Er sagte: daß Gott den Segen erst nach reifen Taten spende. Gott liebe nur das Haupt; die Krone auf dem Haupte achte er nicht sonderlich. Wer die Scholle liebe, wer mehr und mehr Besitz erstrebe, d e r sei König auf der Welt! — Ein echter Bauersmann sei der, dessen sehnige Faust nicht müde werde und unverdrossen und mit Liebe weiterschaffe, — der alles Schwere, alles Mißgeschick mit Trotz und Gottesglauben überwinde.

So würde auch das Werk geraten!

Neu gewonnener Boden erwarte immerzu die Saat. Die Erde gebe tausendfach zurück, was man ihr an Aussaat übergeben hätte ... Gottes Segen walte dann in Hof und Scheunen und Ställen. Und wie in Gottes weiter Schöpfung eins das andere bedinge, so würde auch aus aller Arbeit lauter Segen sprießen. —

Geschlechter würden wachsen, stärker noch als sie. Was die Väter hier begonnen hätten, die Kinder und die Enkel würden es vollenden!

[200] Der Alte redete wie ein Prophet. Und jene, die ihn hörten, waren hingerissen von dem Feuer, das aus seinen Worten sprühte. Man konnte nicht anders, man mußte sich dem Alten widerspruchslos unterordnen!

Es waren goldene Worte, die der Alte aussprach. Es waren Worte, die den damaligen Bauern tief zu Herzen gingen; — Worte, die ihnen Sinn und Zweck des Ringens um den Heimatboden heilig in die Seele schrieben!

*

Der Gutsherr Konyneck lachte manchmal wissend. Der Alte, der Empörer, gab sich keine Blöße. Die angebotene Freundschaft täuschte diesen Fuchs nicht. Man tat am besten, von ihm keinerlei Notiz zu nehmen.

Zwar konnte er nicht klagen. Die Leibeigenen taten ihre Pflicht und Schuldigkeit mit einer Ruhe, die ihn aufreizte. Und dahinter steckte nur der Alte: Er war der König, der das Dorf regierte! — Die Ruhe und die Ordnung, die nun allerwegen herrschten, waren fast beängstigend ...

Das Werk des Bauern sollte in der Stille wachsen! — — Und damit wuchs die Macht!
— —

Heide und Wildnis verschwanden allmählich und machten fruchtbarem Ackerland Platz. Und rauschende Kornfelder wuchsen empor!

Der Windhauch des Sommers koste die Aehren.

Und der Sonne Glut umschmeichelte sie.

Dann rauschten die Sensen durch langstöckige Halme. Die Dreschflegel wurden geschwungen. Und goldgleißenden [201] Segen füllte dickbäuchige Säcke ... Auf den Hügeln drehten sich die Riesenarme der Mühlen im Winde. — —

*

Hans Thoniers war in die zwanziger Jahre gekommen. Wie sehnsüchtig hatte der Henneken-Bauer darauf gewartet!

Er befaßte sich häufiger mit Erwägungen über eine baldige Heirat des Jungen. Eines Tages mahnte er zart:

„Sag mal, Hans, schlägt dir das Herz nicht schneller, wenn du ein gewisses Mädchen siehst?“

Dem Jungen schoß flammende Röte ins Antlitz; dann senkte er den Kopf und blickte beharrlich zu Boden.

Jedoch der alte weisheitsvolle Gefährte schmunzelte selig. Er hatte ja die beste Antwort bekommen. Nun sagte er:

„Was ist denn dabei, Hans —? Ein Mädchen lieb haben darfst du; das mußt du sogar, da; verlangt Gott von dir! — — Aber ehrenhaft sollst du sein in der Liebe. Sie soll dich über alles Niedere, Gemeine erheben! Und wenn Gott den Bund von zwei Menschen gesegnet hat, dann sollen sie leben nach seinem Geheiß. Kinder wird Gott ihnen schenken. — — Das ganze Leben soll Liebe sein, Liebe und Segen! Selbst das Schwerste wird leicht durch die Liebe ... Sie ist der göttliche Funke, der alles Dunkel erhellt, — der alle Kälte der Welt mit wohligem Feuer durchwärmt, so daß wir nun in uns selber wachsen und reifen und aufwärts steigen auf unserem Wege zu Gott ... Und wenn du ein [202] Mädchen hast, Hans, dann halte es hoch! Denke immer an deine Mutter! — Und darf ich km« wissen, welches Mädchen du liebst?“

„Ja, Vater, es ist — — du, Vater, ich muß die Ställe noch säubern. Soll ich es gleich tun?“ stotterte Hans. Er war sehr verlegen.

„Wie du willst, Hans. Aber denke einmal daran, ob ich nicht immer gut zu dir war und nun deines Vertrauens nicht wert bin. Ich meine es doch ehrlich mit dir.“

„Ja, Vater, ich — morgen will ich's dir sagen. Oder ich will es gleich tun: es ist Gervais Aenne, die mir gut ist.“

„Dann ist es gut, Junge. Aber sag doch, ist das Mädchen nicht älter als du —?“

„Nein, ich bin ein halbes Jahr älter als sie.“

„Ich danke dir, Hans, daß du mir alles gesagt hast. Ich nehme an, daß ihr beide nach wie vor in eurer Liebe beharret. Die Aenne ist wohl ein braves Mädchen! Wenn du ihr nachher oder heute abend begegnest, dann grüße sie mir. Sage ihr, sie sei mir als Tochter willkommen. Bestelle ihr auch, es würde mir recht sein, wenn ihr noch im Herbste Hochzeit machtet.“

— — — — —

Seltsam, die Arbeit, die eben noch so „drängte“, hatte nun Zeit genug. Hans saß auf den Trägen und schaute verlorenen Blickes zur Tür hinaus. Er dachte an Aenne Gervais.

Sie sollten im Herbste Hochzeit machen ... , hatte Vater gesagt. Aenne würde Augen machen, wenn sie das hörte.

[203] Hans war noch in tiefes Sinnen versunken, als die Aveglocke aufklang und der Alte ihn zum Mittagessen ins Haus rief.

Mitten zwischen dem Essen legte der Hennenken-Bauer den Löffel hin, er sagte:

„Sage Aenne, sie sollte mich Sonntag besuchen. Bestelle ihr auch, daß sie mich Vater nennen muß! Ihr sollt beide meine Kinder sein!“

„O, Vater, wie gut du bist!“ Hans ergriff die verschrumpelte Rechte des „Vaters“ und strich darüber hin.

Die Augen des Alten feuchteten sich. Er dachte: „Herrgott, ich danke dir! Soviel Liebe hatte ich auf meine alten Tage nicht mehr erwartet. Du nahmst mir den einzigen Sohn, — aber du gabst mir einen anderen zurück.“

„Laß es gut sein, mein Junge“, sagte er laut.

„Glaube mir, Vater, Aenne und ich werden dich stets mit Liebe umgeben, wollen Freude und Glück in dein Dasein tragen, soviel wir nur können!“

„Für diesen Willen segne dich Gott!“

*

So kam der Sonntag heran.

Und dieser brachte dem alten Henneke jungen Sonnenschein über die Schwelle.

Zwar war Aenne nicht jene lichtblonde Schönheit, welche Jörg ehemals in Elisabeth Thoniers besaß, aber ihre tiefblauen Augen und der stille Reiz ihres heiteren Wesens sprachen dem Alten zu. Aenne erwies sich als [204] klug und bescheiden, sinnig und sittsam. Das war dem Alten recht.

Es wurden heitere Stunden, die diese drei Menschen in dem sonst so stillen Hause verbrachten.

Und als der Abend hereinbrach, sagte der Henneken-Bauer:

„So, Aenne wenn du nun heimkommst dann grüßest du mir deine Eltern. Sagst deinem Vater, mir würde das Gehen recht schwer, sonst käme ich ihn einmal besuchen.“

„Aber, Vater, ich kann dich doch fahren« rief Hans.

„Ja, mein Sohn, du hast das Rechte getroffen. Also, Aenne, dann sag deinen Eltern, ich käme morgen abend zu kurzem Besuch.“

„Ich werde Eueren Auftr — — „

„D e i n e n Auftrag!“ verbesserte der Henneken-Bauer eigensinnig, wie alte Leute oft sind.

„Ich werde deinen Auftrag zu Hause ausrichten und danke auch für die Grüße. Meine Eltern werden Euch, — dich erwarten.“

„Dann ist es gut.“

Mit glücklich klopfendem Herzen ging Aenne Gervais nach Hause. Ungesäumt brachte sie den Eltern die frohe Kunde.

*

Als dann am anderen Abend der Henneken-Bauer mit seinem Wagen vorfuhr, da bot ihm das Heim des Mädchens ein herzlich Willkommen.

Der Gevattersmann brachte Bier auf den Tisch, welches unsere Ahnen laut der Chronik vorzüglich zu brauen verstanden. Und der Henneken-Bauer bewies, [205] daß ihm seine Jahre von seiner Festfreudigkeit nichts genommen hatten.

Hans und Aenne eilten ins Freie.

Und dann besprach der Alte mit den Eltern des Mädchens seine oftmals überdachten Pläne und Hoffnungen.

Er verwies darauf, daß Hans sein Erbe sei. An ihm selber nage das Alter. Bald öffne man ihm die Grube. Es sei schon zu verstehen, daß er Hans erst glücklich vermählt wissen möchte. Wohl sei es möglich, daß ihm der Himmel noch Jahre zulege, aber darauf hoffen dürfe er nicht. Und falls es den Eltern schon recht sei, könnte im Herbste die Hochzeit stattfinden.

Aennes Vater meinte, die beiden seien noch sehr jung. Aber der Henneken-Bauer versetzte: älter würden sie ganz von selber. Und diese Bemerkung brachte ihn zum Ziel: Aennes Eltern waren mit allem zufrieden.

21

Auf manches mußten unsere Altvorderen verzichten, dessen wir uns heute, dank des hohen Standes der Technik und der Kultur, erfreuen können.

Die Industrie war zur Zeit dieser Geschehnisse noch in ihren Anfängen begriffen. Die Menschen betrieben fast ausschließlich Ackerbau, Viehwirtschaft, Handel und Gewerbe. Das Leben verlief in einfachen, schlichten Formen. Ihre Sitten und Gebräuche waren kernig und streng sachlich gehalten.

[206] Was aber Kunst, Handwerk und Bauweisen angeht, so müssen wir voller Stolz bekennen, daß da von unseren Ahnen G r o ß e s geleistet ward!

Man sehe nur jeweils hinein in die Lande und betrachte die Baudenkmäler hoher Kultur: Kirchen, Dome, Rathäuser erstanden, zu denen wir heute unsere Augen bewundernd erheben.

Daß daneben die Technik zurückblieb, hat seinen Grund weniger in Ermangelung geistigen Könnens, als in d e r Tatsache, daß der Technik zu jener Zeit noch keine wichtige Rolle zugeteilt ward.

Das Hasten und Drängen von heute kannte man nicht. Der Kampf um die Sekunde war noch ein Märchen. Und doch war man glücklich, war man zufrieden!

Es war eben noch die alte, die „gute Zeit“, wie wir sagen; eine Zeit, wo noch jeder Zeit genug hatte, Dennoch aber verfügten die Leute über Ordnung, Zufriedenheit, Wohlstand.

Mag auch manche Gepflogenheit unserer Ahnen und manche sinnvolle Einrichtung vom Flugsand der Zeiten verweht sein, so sind sie uns doch noch bekannt. Sprache und Sitte und Tradition haben manches nicht aussterben lassen. Im Volksmund leben noch sehr viele Bräuche, die uns von dem einfachen, gesunden Sinne unserer Ahnen künden.

Wie mancher Ausdruck wird auch heute noch täglich gebraucht, ohne daß wir uns etwas Besonderes dabei denken.

— — — — —

Wenn die schauenden Augen ermüden, das Herz bis zum Rande gesättigt ist, dann geht das glutende, [207] blutende Leben zum Abschied. — — — Dann sind die Straßen der Erde zu Ende gegangen.

Der Henneken-Bauer wußte darum. Er hatte nicht lange mehr Zeit. Noch aber wohnte hinter seiner Stirn der Trotz! Noch immer war er der alte Empörer, der Revolutionär, der nie ruhte. Aber im Schatten seines Mundes nisteten Träume.

Nun, es würde ihm ergehen nach Gottes Geheiß.

Und wie der Herr es schickte, war er's zufrieden.

In vier Wochen gab's Hochzeit! Das hatte er doch durchgesetzt. Er wußte nun, Aenne würde Hans eine liebe Gattin und später eine vorzügliche Mutter ihrer Kinder sein ...

Aenne würde hier walten, wie seine Frau damals. — Damals, ach, wie lag das so weit! — Das Mädchen hatte fleißige Hände. Sie würden Flachs spinnen am eigenen Rocken; sie würden das Linnen selbst weben; — sie würden schlachten und Seife kochen, — und die Wiege würden sie schaukeln, diese lieben, geduldigen, fleißigen Hände. — Dabei würden sie sparen, würden eines zum anderen legen, zum wachsenden Wohlstand für Hans.

*

Es war ein sonniger Morgen im Mai.

Hans wollte gerade vom Kaffeetisch ausstehen. Die Magd räumte schon ab. Da sagte der Alte:

„Nein, warte, bleibe noch, Hans. Ich habe mit dir zu sprechen.“ Der Henneken-Bauer sah aus die von Kraft und Willen gezeichnete Stirn seines Jungen, die breit überwölbten Augen, seine schmale Nase und den etwas großen Mund.

[208] Was ist es denn, Vater?“ Hans' Augen sahen mit der Treue eines leiblichen Sohnes zu dem Alten auf.

„Ja, so ist es halt, Hans, die Zeit vergeht und verweht. Mein mattes Herz steht bald still. Und es gibt noch so manches zu sagen.“

„O, Vater, was sprichst du! Gott wird dich noch lange erhalten! Er m u ß es, Aenne und ich beten täglich darum.“

Der Alte lächelte zaghaft. Er war müde; er war alt. Und die Gedanken lagen verworren im Hirn. Erst mußte er sie sammeln; dann sagte er:

„Ihr wisset weder den Tag noch die Stunde. — Aber wenn ich eines Tages bei Gott bin, dann wisse, dort in der Truhe, in meiner Kammer, da liegen einige Schreiben. Dort liegt auch mein Testament. Gehe damit zum Konyneck, wenn man dich antasten will. Auch liegen da noch fast zweihundert Taler in Gold. Verwalte mein Erbe stets recht und gut!“

„Das schwöre ich dir, Vater! Und ich danke dir.“ Wieder lächelte der Alte. Er nickte und sah auf seine gefalteten, unruhigen Hände. Dann strich er sein altes faltendurchzogenes Antlitz, — fuhr sich durch sein schütteres Greisenhaar und fuhr fort:

„Sei bestrebt, Junge, daß du nie etwas auf das Kerbholz bekommst!²⁸ Denn Schuldenmachen tut nimmer gut. Du hast es auch nicht nötig. Mit etwas Geschick, Sparsamkeit und Einteilung kannst du mit Frau und Kindern gut leben.« Der Alte nickte bedächtig.

Und der Junge war ernst und verlegen.

[209] Den Henneken-Bauern aber schien dies nicht zu berühren. Wie erlöstes Lächeln lag es um seinen Mund. Dann sprach er von neuem:

„Und achte mir wohl auf die Unantastbarkeit deiner Scholle! Wenn man so jung ist, wie du, dann denkt man noch nicht so klar und streng. Achte mir wohl auf die ‚Snaat‘! — — — Du stürmst noch vorwärts mit Plänen und Werken; deine Kraft scheint sich selber genug. Sie überschäumt. — — — Aber die Zeit verstreicht. Das Auge wird ruhig. Und reifer das Herz. — Und, Junge, die Kraft ist schließlich nicht Wille allein mehr! Dann mußt du auf deine Mitmenschen bauen und vertrauen. Und das fällt manchmal recht schwer. Verstehst du mich, Hans?“

„Ja, Vater, voll und ganz.“

„Meine Füße wollen nicht mehr“, sprach der Alte. „Ich machte sonst noch einen ‚Snaatgang‘ mit dir. Der Konyneck wird mich dessen wohl überheben; er hat ja nicht viel für mich übrig, habe ihm die Leibeigenen zu klug gemacht, denke aber, wenn es mit mir vorüber sein wird, dann tut ers für mich. — Es kommt ja auch nicht aus eine Fuß- oder Handbreite Genauigkeit an, bewahre! Und du rodest ja auch noch immer hinzu. Dein Besitz wird größer von Tag zu Tag.“

„Aber, Vater, ich habe doch in den vergangenen Jahren immer den Snaatgang mit dir gemacht! — Ich kenne die Wege und Hecken genau, die als unsere Grenzlinien gelten! Ich habe sie mir unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt, so daß ich als Grenzzeuge oder -wächter bis in mein Alter auftreten könnte ... Darum mache dir doch keine Sorgen!“

„Dann hast du es richtig behalten —?! Das freut mich! Dann bin ich ganz beruhigt. — Denn nun wächst [210] dieses Bewußtsein in deiner Brust, — und es wächst dir und deinen späteren Kindern in die Hände hinein.

— Wenn dann dermaleinst dein Ende naht, dann sag deinen Kindern: Sehet, dies alles ist euer! Nun seid ihr an der Reihe. Sehet zu, daß ihr darin bleibt und das Eurige tut. Sehet zu!“

²⁸ Blieb ein Gast in der Schenke seine Zeche schuldig, oder auch, wenn er auf Borg einen Kauf tätigte, dann nahm der Wirt oder Kaufmann einen daumendicken Stock zur Hand, spaltete ihn der Länge nach durch, nahm ein Messer und machte Kerbschnitte hinein. Das geschah so, daß diese Schnitte beide Hälften betrafen. Jede Kerbe bedeutete den Wert irgend eines Geldstückes oder sie deutete auch ebne Warenmenge an. Nun nahm der Gläubiger die eine, der Schuldner die andere Hälfte des Stockes an sich. Aber dieses Kerbholz hatte nur dann Gültigkeit, wenn die Einkerbungen sich beim Zusammenlegen der beiden Hälften als gleichmäßig erwiesen — So wurde auch eventuellen Buchfälschungen vorgebeugt. Bei Zahlungen wurde wie folgt quittiert: Man schnitt dann, nach dem Zusammenlegen der beiden Hälften, einfach eine oder mehrere der Kerben fort. Dies also war die Last bzw. Gutschrift der Alten. Und die „Kerbhölzer“ waren ein vollwertiger Ersatz für die Karteien und Hauptbücher unserer Zeit! — Daraus erhellt: „Etwas auf dem Kerbholz haben“ war ebensowenig damals wie in unserer Zeit ein angenehmes Bewußtsein.

Ich werde es behalten, lieber Vater. Ich werde künftig in allem tun, wie du mich gelehrt und geheißt!“ Hans sah mit bewundernden Blicken auf den alten Mann, der ihm in allem Freund und Berater, Vater und Führer war. Und ein tiefes Bedauern war in ihm, daß dessen Tage gezählt waren und sich allmählich dem Ende zuneigten.

„Dann ist es gut. Ich will dich nicht länger mehr halten. Schätze, die Arbeit ruft dich aufs Feld. — Gehe mit Gott, lieber Junge. Sein Segen sei mit dir!“

— — — — —

Nun war der Alte wieder allein.

Ach, er hat ihn so wenig, den Jungen. Der Tag legt immer viel Arbeit zwischen sie beide.

Sinnend nickte der Alte.

Er hatte viele Wünsche geträumt. — Dieser Junge aber würde die Werke tun; er würde seine Träume zur Wirklichkeit machen. Ganz gewiß!

Und wenn Hans einmal müde war, dann nahmen ihm die Kinder das Werk aus den Händen. Dann würden jene beginnen.

Für den Henneken-Bauern war dieses ein beseligendes Wissen:

[211] Es ist seltsam, aber so sind wir Menschen nun einmal. Es ist ein Rätsel um uns. In unseren gottgeschaffenen Seelen mag es begründet liegen, daß wir stets den Blick in die Ferne richten, um dort, in der Zukunft, das zu suchen, was wir ersehnen.

Der Alte schlief in seinem Sinnen ein.

Aber sein Greisenhaupt umschwirrten bald wilde Träume. Und in diesen Träumen sah er Jörg, seinen leiblichen Sohn. Nun war er dabei und hörte, wie er den Richtern ihre Schande ins feiste Gesicht warf. — Er sah ihn entfliehen, — die Liebste befreien; — er schaute beider Leben im Walde, in ihrer Höhle, — und plötzlich kam die Entdeckung. — — Er sah, wie der Vogt den Hund auf Jörg hetzte, das Tier sich festbiß, — die Bestie mit seinem Jungen am Boden sich wälzte und ihm die Halsader aufriß — — —

Erstarren und Grauen hielten den Träumer umkrallt. Er stöhnte tief auf, — und erwachte.

— — Und taumelnd und stürzend fand sich sein Denken zurück in das Leben. Mit bebender Hand wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

„Armer Jörg!“ murmelte er. „Die Unrast des Blutes wurde dein Schicksal. Aber die Welt kann’s nicht leugnen, solchen Mutes war keiner fähig wie du! Und du warst ein Henneke! Du warst mein Sohn! Und Gott ist mein Zeuge: Du warst ein Held!“

Des Alten Augen leuchteten: So stolz war er auf jene Tat seines Jungen.

*

[212] Wieder einmal wurde zur Hochzeit gerüstet!

In diesen Tagen voll Arbeit und Unruhe kam Hans fast kaum zu sich selbst. Es blieb noch dies und jenes zu besorgen, dies und das zu bedenken.

Die Hochzeit als das Hochfest des Lebens war im Mittelalter, auch im 17. und 18. Jahrhundert mit einer Fülle symbolischer Handlungen und volkstümlicher Brauche umkleidet.

Mit dem Sonntag vor der Heirat, an dem das Paar von der Kanzel zum letzten Male „proklamiert“ wurde, begann bereits ein allgemein lustiges Treiben.

An diesem Sonntag schenkte der Bräutigam seiner Braut Schuhe und Brautkleid, indes die Braut ihrem Erwählten Krawatte und Hemd als Brautstück übergab.

Sitte und Brauchtum verlangten, daß der Bräutigam ferner an sämtliche weibliche Angehörige der Braut sein Geschenk in Form eines Kleides überreichte. Die Braut beschenkte wieder die männlichen Angehörigen des Bräutigams. In diesem Falle allerdings unterblieb die

Beschenkung durch die Braut, da Hans keine Brüder besaß. Hans war ja das letzte Reis am Stamme der Thoniers.

— — — — —

Und ein wunderbarer Hochzeitsmorgen stieg im Osten auf. Böllerschüsse hallten durch das Dorf. Die Glocken jubelten ihre einladenden Klänge vom Turme der Kirche. Und wie es dem glücklichen Paare schien, zwitscherten sogar die Vögel in volleren und glücklicheren Liedern.

Alles war Wonne und Sonne und Seligkeit!

[213] Aber noch schöner als dieser göttliche Morgen mit all seinen Zaubern war die glückliche Braut, die mit langwallendem Schleier und mit Myrthen geschmückt, an der Seite ihres Bräutigams schritt. In ihren großen tiefblauen Augen, welche von tiefster Ergriffenheit schimmerten, wohnte der Himmel ihres irdischen Glückes.

Nachdem das glückliche Paar den Segen der Kirche erhalten, der Gottesdienst beendet, die Kirche von Menschen geleert war, wurde das Paar zum letzten Male „gefangen“. Die junge Frau war zu Tränen gerührt. Das blumentumrankte Weinglas in ihrer Hand zitterte. Tief atmete sie auf, als die Mädchen das bänderwallende Band hoben und sie an der Seite ihres Gatten darunter durchschlüpfen konnte.

Es folgten die Bräuche und Sitten bei der Ankunft in dem Henneken-Hause. — — Damit begann die äußere Feier.

Und als aus Morgen und Abend der erste, — der dritte und vierte, — und endlich der siebente Tag wurde, da hatte auch diese Hochzeit ihr Ende gefunden.

*

Wie oft hatte der Henneken-Bauer in den vielen Stunden seines Alleinseins gebetet und den Himmel bestürmt, doch den Bund „einer Kinder“ zu segnen!

Sein Gebet war erhört worden.

Die Tage des Paares waren voller Glück und mit tausend Wonnen gesegnet.

Wer aber glücklicher war, das Paar selber oder der Henneken-Alte, das ist sehr schwer zu sagen.

Denn die „Kinder“ vergötterten ihn; jeglicher Wunsch ward dem Alten aus den Augen gelesen.

[214] Wo sich die junge Frau aufhielt, da verbreitete sie Segen um sich.

Ihr Herz war ja voll, übertoll! Sie konnte ihr Glück gar nicht fassen. Und der Widerschein dieses sonnigen Glückes lag auf allem, auf ihrer ganzen Umgebung im Hause.

Dem alten Manne hatte der Himmel noch zwei Jahre nach der Vermählung seiner „Kinder“ beschieden. — Und das war weit mehr, als et zu erhoffen gewagt hatte.

Als seine alten Augen ein Jahr nach der Hochzeit den pausbackigen Stammhalter sahen, da weinte er Tränen der Freude.

Nun war sein Leben erfüllt!

— — — — —

Ein Jahr nach der Geburt des pausbackigen, blondlockigen Jodokus legte sich der Henneken-Bauer mit dem Bewußtsein: daß Aenne erneut gesegneten Leibes war, mit glücklichem Lächeln zum ewigen Schlafe.

Einen Todeskampf kannte er nicht. Sacht, ganz sacht öffnete ihm der Sensenmann das große, dunkle Tor, das aus dem Diesseits in das Jenseits führt, auf daß des müden Bauerngeistes Seele leicht geschwingten Fluges hindurchkäme in den ewigen Morgen.

*

Hans Thoniers führte an der Seite seiner jungen Frau ein sehr glückliches Leben.

Die junge Frau wurde eine vortreffliche, vorbildliche Mutter! Sie gebar ihrem Gatten im Laufe der Jahre vierzehn Kinder, neun Knaben und fünf [215] Mädchen, eine Tatsache, die den Adel ihrer Seele und Herzensgeschichte genügend belegt.

In dem Leben dieses Weibes blickt uns die Hoheit der Mutter mit ihrem ungebrochenen, reinen Blick an ...

In vierzehn Kindern schlug das Herz einer hochedlen Frau, die ihnen Mutter war! —

In vierzehn Kindern lebte ihr Geist, unverdorben und unverstellt!

Vollendete Ehrerbietung und Achtung vor euch, alle ihr deutschen Frauen und Mütter, die ihr Geist seid von dem Geiste der Thoniersschen Mutter!

Ihr seid es vor denen sich mit Recht die Großen des Volkes verbeugen!

Die wesentlichen und echten Kräfte des Volkes schlummern in euch!

Ihr haltet die Glieder und die Stände eines Volkes aneinander gebunden!

In euch beruht seit Anbeginn das Gesetz der Formen; — in euch begründet liegt der Geist des Lichtes!

Der Anfang und das Ende dieser Erdenwelt sei ihr; — des Schöpfers ewiges: „Fiat!“

Euch ist; es gegeben. die Gegenwart mit der Vergangenheit und die Zukunft mit der Gegenwart zu [216] verknüpfen, wie auch die Bildung wahren Volkstums zu pflegen und zu erhalten . . .

Ehre und Preis deiner Größe, deiner Liebe, deinem Starkmut, deinem Opfersinn:

Du Mutter!

[217]

Nachtrag

Wie lange währten noch die Hexenprozesse, bis sie durch Aufklärung von Schriften durch geistliche und weltliche Autoren hier im Sauerlande ganz abgedrosselt waren?

Erst im Jahre 1783 soll in Deutschland die letzte „Hexe“ verbrannt worden sein.

Daß aber die Menschen weit eher zur Vernunft kamen, ist anzunehmen. Ende der 1630er Jahre, als im Sauerlande die Pest verheerend umging, — und als dann der Dreißigjährige Krieg über unsere Gauen hereinbrach, da hatten die Menschen anderes zu tun, als vermeintliche Hexen ausfindig zu machen.

Eines aber muß hier noch gesagt sein: die hiesigen Richter waren wenigstens noch anständig, insofern, als sie die „überführten Hexen“ nicht lebendig verbrannten, sondern erst dem Schwerte des Scharfrichters überlieferten.

Ueberhaupt hätte der Hexenwahn seinen Höhepunkt im 16. Jahrhundert niemals erreicht, wenn nicht mit der Gesetzgebung Kaiser Karls V. im Jahre 1532 die Folter in das deutsche Gerichtswesen eingeführt worden wäre, — die dann in den Hexenprozessen eine gar wichtige Rolle spielte! — Nur durch den freventlichen Mißbrauch, welchen die Kurkölnischen Richter mit der „peinlichen Befragung“ trieben, kann es dazu, daß man so viele Hexen ermittelte. Mit der Folter wurde jedes gewünschte Geständnis erzwungen.

[219]

Anhang

Quellen-Nachweis

- 1) Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv. Herdringen.
- 2) Register WUB.[westfälisches Urkundenbuch] VÜ. Und Seibertz UB.
- 3) Diese unerquicklichen Zustände wurden erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) grundlegend geändert. Da erst wurden auch aus den Leibeigenen „Menschen“! Im Oktober 1807 erließ er eine Verordnung, daß „mit dem Martinstage 1810 alle Gutsuntertänigkeit in unseren sämtlichen Staaten ein Ende hätte; daß es seit diesem Tage nur noch freie Leute geben sollte“! Aber diese Zeiten lagen ja noch reichlich fern.
- 4) Seibertz, Urkundenbuch zur Rechts- und Landesgeschichte des Herzogtums Westfalen, Band Ü, Nr. 1038a.
- 5) Durch die Gesetzgebung Kaiser Karls V. wurde im Jahre 1532 die Folter in das deutsche Gerichtswesen eingeführt.
- 6) Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv. Herdringen.
- 7) Uebrigens war die Brautkuh schon den alten Germanen bekannt. (Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv. Herdringen.)
- 8) Nur dann, wenn der Pater bei der „Proklamation“ von der Kanzel das bedeutungsvolle Wort: „ehrenwert“ wie: „— — der ehrenwerte Jüngling und die ehrenwerte Jungfrau . . .“, aus wichtigen Gründen verschwie, ging es nicht so laut her.
- 9) Laut Chronik unterblieb dieses „Fangen“ nach der Trauung aber, wenn es sich bei den Neuvermählten um Gefallene handelte. Daraus erhellt, wie hoch unsere Ahnen die Sittlichkeit und Reinheit der Jugend einschätzten.
- 10) Ein Brauch, der sich hierzulande ebenfalls bis in die jüngere Zeit erhielt.
- 11) „Und es ging oft toll dabei zu“, wie der Volksmund erzählt.
- 12) Da in jenen Zeiten die Hochzeitsfeiern je nach Reichtum und Besitz zwei, drei Wochen and noch länger dauerten, so trat auch nachher vielfach Verarmung ein. Tatsache ist: der große Klauken-Gutshof ist an dieser sagenhaften Hochzeit zugrunde gegangen. Daß die Feierunsitte bedrohliche Formen annahm, erhellt daraus, daß sich der Kurfürst Maximilian Friedrich 135 Jahre später genötigt sah, eine Landesverordnung zu erlassen, welche dem Unwesen jener Zeit einen Riegel vorschieben sollte. Diese Landesverordnung besagt: Der Kurfürst verbiete erneut: „bey vorgehenden Haushebungen, Heyrathen, Kind-Taufen und Begräbnissen kostbare Tractamenten mit Aufwand schwerer, unnöthiger Kösten anzustellen“; — daß: „hinfüro bey denen Heyrathen, Kind-Taufen, Begräbnissen etc. nur die nächsten Anverwandten und zwar deren mehr nicht, dann sechs Paar“ eingeladen werden dürften. Gelangte nun, nach Erlaß dieses Gesetzes: 12. Juni 1765, eine jener früher üblichen „Heyrathen etc. zum Bewußtsein der Beambten und Behörden“, so hatten jene letzteren die „Uebertretere alsofort über den Exceß zu vernehmen und nach deren Geständnis mit proportionirlicher Straf-Erklärung“ gegen jene verfahren zu lassen. Erst darauf kamen „Heyrathen“ und andere Feiern in einen kleinerem Rahmen. Die alten Sitten hatten sich zum

„mercklichen Nachtheil“ des gemeinen Wesens äußerst kraß erwiesen. (Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv, Herdringen.)

13) Eine Tatsache, die uns heutigen Menschen mit Grausen und Entsetzen erfüllt. Auf Grund von „Geständnissen“, die keine waren, die durch die grausamsten Folterqualen erzwungen, erpreßt wurden, wurden dann jene unglücklichen Wesen zu einem entsetzlichen Ende verdammt.

14) Originalabschrift.

15) Gräfl. v. Fürstenberg'sches Archiv, Herdringen.

16) Blieb ein Gast in der Schenke seine Zeche schuldig, oder auch, wenn er auf Borg einen Kauf tätigte, dann nahm der Wirt oder Kaufmann einen daumendicken Stock zur Hand, spaltete ihn der Länge nach durch, nahm ein Messer und machte Kerbschnitte hinein. Das geschah so, daß diese Schnitte beide Hälften betrafen. Jede Kerbe bedeutete den Wert irgend eines Geldstückes oder sie deutete auch ebne Warenmenge an. Nun nahm der Gläubiger die eine, der Schuldner die andere Hälfte des Stockes an sich. Aber dieses Kerbholz hatte nur dann Gültigkeit, wenn die Einkerbungen sich beim Zusammenlegen der beiden Hälften als gleichmäßig erwiesen — So wurde auch eventuellen Buchfälschungen vorgebeugt. Bei Zahlungen wurde wie folgt quittiert: Man schnitt dann, nach dem Zusammenlegen der beiden Hälften, einfach eine oder mehrere der Kerben fort. Dies also war die Last bzw. Gutschrift der Alten. Und die „Kerbhölzer“ waren ein vollwertiger Ersatz für die Karteien und Hauptbücher unserer Zeit! — Daraus erhellt: „Etwas auf dem Kerbholz haben“ war ebensowenig damals wie in unserer Zeit ein angenehmes Bewußtsein.

Ende!